

2 € davon 1 €
für den/die
Verkäufer/in

DIE ERSTE ÖSTERREICHISCHE BOULEVARDZEITUNG

Bitte kaufen
Sie nur bei
AUGUSTIN-
KolporteurInnen,
die sichtbar
ihren Ausweis
tragen!

AUGUSTIN

www.augustin.or.at

NUMMER 244 14.1. – 27.1.09

SANDRA SELIMOVIC – ROMNI, WAS SONST?

MUT ZUM EIGENEN WEG

Seite 28



AUGUSTIN TV
AUF TV-KANAL
OKTO



ORANGE94.0

RADIO AUGUSTIN
Mo und Fr 15.00-16.00 Uhr
auf Orange 94.0, dem
Freien Radio in Wien.
UPC Telekabel 92.7
Live-Stream www.o94.at

ÖFFI-BENÜTZER HABEN ANDERE SORGEN

Seite 6

DURCHSAGE STORNIEREN!

IN EX-JUGOSLAWISCHEN STÄDTEN GÄRT'S

Seite 10

KATHARINA GEHÖRT ALLEN

Zwei Unbekannte überfielen Augustinverkäufer

Es gibt Männer, die sind wie tickende Bomben. Sie halten die Aggressionsforschung auf Trab. Das ist aber schon das Beste, was man über sie sagen kann. Zwei dieser Spezies schlugen in der Nacht von 12. auf 13. Dezember um ca. 2.30 Uhr früh am äußeren Gürtel nahe der Thaliastraße unseren Verkäufer Gerhard Geiger brutal zusammen. Die Nasenbeinzerrümmung, die Schädelverletzung, die Wunde am Oberarm und diverse kleinere Verletzungen hatten ihm zwei Männer («Ich schätze: 30-jährig») zugefügt, weil sie sich vom Augustinverkäufer in ihrem angeheiterten Zustand nicht anreden lassen

wollten. Gerhard schildert den Hergang so: «Sie kamen mir entgegen. Ich hatte eben beim Würstelstand zwei Zeitungen verkauft und fragte auch die beiden, ob sie den Augustin wollen. „Schleich di“, antwortete der eine aggressiv. Ich hab zurückgemault, da hat er mir meine Weihnachtsmütze vom Kopf gerissen. Ich wollte sie wiederhaben.» Der Streit um die Mütze eskalierte – und endete damit, dass der Straßenzeitungsverkäufer in einer Lacke aus eigenem Blut lag. Die WirtInnen, KellnerInnen und Gäste der Gürtelzonenlokale waren schockiert über die Zurichtung des Kolporteurers (Bild): Gerhard genießt an vielen



Entsetzlich zugerichtet: Kolporteur Gerhard Geiger

Plätzen dieser Szene – die Gürtellokale sind sein Hauptrevier – den «Lieber Augustin»-Bonus.

«Augustin! Frisch gebügelt!»

So sind manche der allerletzten Exemplare der Weihnachts- und Neujahrsausgabe angepriesen worden. Und das «Frisch gebügelt!» war nicht einmal gelogen. Mit einem guten alten Dampfbügelisen machte Sozialarbeiterin Sonja Hopfgartner (Bild) ramponierte und zerknitterte Zeitungen wieder marktfähig. Der an sich natürliche Zeitungsfall – durch die Bündelung und den Transport der Zeitungspakete ergibt sich ein bestimmter Prozentsatz von Hefen, die unsere KolporteurInnen

nicht einmal ihren Feinden andrehen würden – wurde so in Verkehr gebracht. Schon Tage vor dem Erscheinen der vorliegenden Ausgabe war nämlich die Nr. 243 (Auflage: 55.000 Stück) ausverkauft. Die Bügelisenaktion – eine Notlösung, um alle Reserven auszuschoöpfen – wäre der Vertriebsorganisation erspart geblieben, wenn der Chefredakteur der Gratiszeitung «Heute» recht gehabt hätte mit seiner Meinung, durch eine Blattlinienänderung



Etwas Dampf, und die Zeitung ist wie neu

in Richtung «Steinzeitkommunismus» sei der Augustin für viele Leser unlesbar geworden (um auch den «Heute»-Chefredaktionskommentar vom 2. Jänner abzuhaken).

EDITORIAL

Die freundlichen Blicke und Worte, aber auch ein zufriedenes, selbstmitleidiges Spendenverhalten sind dort zu Hause, wo Otto Normalverbraucher vorbeikommt. In der Unterführung vor der Jugendherberge beim Ausgang Resselpark, dort, wo sich die Drogensüchtigen und Betrunkenen sammeln. Das alles widerspricht den Warnungen, die ich häufig zu hören bekomme: «Da bleibt doch keiner stehen, da bei den Junkies. Du musst auf die Mariahilfer Straße oder in den ersten Bezirk.» Beides habe ich versucht. Auf der Mariahilfer Straße hat mich der Verkehr sabotiert, am Graben die Bürokratie.»

Wär' ich ein unbefangener Leser, könnte der Text des **Strassenmusikanten**, aus dem ich zitiert habe (Seite 38-40), mein persönliches Ranking der Beiträge anführen, die einen Ausschnitt der an sich unerträglichen

Spaltung der Gesellschaft in Arm und Reich unbefleckt von Weinerlichkeit, Raunzsucht, Selbstmitleid und dem Pathos des Opferbewusstseins beleuchten. Dass diese Ausgabe mit dem ersten Bericht **zur sozialen Lage der KünstlerInnen** (Seite 34-35), mit der Reportage über das mazedonische **Roma-Ghetto Šuto Orizari** (Seite 14-15), mit einer Polemik gegen die **Bettlerbekämpfungsdurchsagen** der Wiener Linien (Seite 6) oder mit den Reflexionen über **Obdachlose in der Ukraine** (Seite 12-13) als Ganzes dennoch nicht die resignierte Stimmung einer fiktiven Zusammenkunft frustrierter SozialarbeiterInnen ausstrahlt, hat auch was mit den komplementären Beiträgen zu tun.

Nämlich mit denen, die Mut machen, unsere Angelegenheiten in unsere eigenen Hände und Köpfe zu nehmen. Einen Schwerpunkt bilden die

ArbeiterInnen- und StadtbewohnerInnen-Eigeninitiativen im **exjugoslawischen Raum** (Seite 8-11); wer will, kann dem Blatt weiters entnehmen, wie sich **Miamis Obdachlose** in den leer gewordenen «Finanzkrisen-Apartments» einrichten (Seite 4), wie Wiener Schülerinnen sich den nonkonformistischen Dichter **Erich Fried** zum Vorbild nehmen (Seite 30-31) oder dass zum Bürgermeister einer europäischen Großstadt, nämlich **Rotterdam**, ein Migrant aus dem marokkanischen Rif-Gebirge gewählt wurde (Seite 5). Wenn das alles nicht gegen das Gefühl, niedergedrückt zu sein, hilft, dann begleiten Sie unsere Mitarbeiterin Doris Kittler zum **Zuckerlg'schäft** im Karmeliterviertel (Seite 16-18). Aber beißen Sie dort bitte nicht irrtümlich in eine salzige Lakritze, wenn sie eine süße erwarten. Das könnte Sie zurückwerfen in einen Zustand der Handlungsunfähigkeit. R.S.

AUGUSTIN

Herausgeber und Medieninhaber:
Verein Sand & Zeit.
Herausgabe und Vertrieb der Straßen-Zeitung AUGUSTIN.
Vereinsitz: 1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31

Internet:
www.augustin.or.at
updating: Angela Traußnig

Organisation
(Vertrieb/ Kolporteur/ Vereinsangelegenheiten)
Team: Mehmet Emir, Andreas Hennefeld, Riki Parzer, Sonja Hopfgartner
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 54 55 133
Fax: (01) 54 55 133-33
vertrieb@augustin.or.at

Redaktion
(Abos/ Schreibwerkstatt/ Öffentlichkeitsarbeit):
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90
Fax: (01) 587 87 90-30
redaktion@augustin.or.at

Redaktionsteam:
Karl Berger, Robert Sommer (DW: 11) (Koordination und Gestaltung); Mehmet Emir, Andreas Hennefeld, Mario Lang (DW: 13), Erika Parzer, Claudia Poppe, Sonja Hopfgartner, Reinhold Schachner (DW: 12), Christina Steinle, Angela Traußnig (DW: 10), Aurelia Wusch

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:
COVERFOTO: Initiative Minderheiten. FOTOS: Martin Auer, Magdalena Blaszcuk, Mehmet Emir, Barbara Huemer, Doris Kittler, Muzil, Christoph Witoszynskyj, Ivan Zlatic. ILLUSTRATIONEN: Anton Blitzstein, Thomas Kriebaum, Carla Müller, Otta Gringo, Elisabeth Panholzer, Richard Schubert. TEXTE: Martin Auer, Andreas Bogeschdorfer, Sonja Fercher, Ulli Gladić, Gottfried, Doris Kittler, Werner Hörtnert, Gilda Horvath, Barbara Huemer, Jella Jost, Kathrin Jurkat, Irina K., Kerstin Kellermann, Sammy Kovac, Rainer Krispel, Uwe Mauch, Hannelore Nesiba, Helmut Neundlinger, Lydia Rabl, Erwin Riess, Martin Schenk, Robert Streibel, Christoph Witoszynskyj.

StrawwanzerIn:
E-Mail: strawwanzerin@augustin.or.at

Radio Augustin
Verantwortlich: Aurelia Wusch
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90 – 14
radio@augustin.or.at

TV Augustin
Verantwortlich: Christina Steinle
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90 – 15
tv@augustin.or.at

Inserate (KEINE Kleinanzeigen! Für Gratis-Wortanzeigen siehe Hinweis auf Seite 18):
Gerda Kolb
Tel.: 0 699 19 42 15 92
E-Mail: inserate@augustin.or.at

Druck:
Herold Druck- und Verlagsgesellschaft
1032 Wien, Faradaygasse 6

Verlagsort: Wien

Information:
AUGUSTIN erscheint jeden 2. Mittwoch
Auflage dieser Nummer: 35.000

Mitglied des International Network of Street Papers

AUGUSTIN erhält keinerlei Subventionen

PSK, Blz 60.000, Nr. 92 051 517
Bawag, Blz 14.000, Nr. 05 010 666 211

Josef und Maria aus Rumänien

Betrifft: Anti-Bettler-Durchsagen der Wiener Linien

Es war einmal, da kam ein jeder in ein Land, von dem er hoffte, das Nötigste zum Leben zu bekommen. Auch J. aus Rumänien, aus der Stadt G., machte sich in das reiche Land Österreich auf, zur Stadt im Herzen Europas, die da heißt Wien, weil er gehört hatte, dass dort viele Menschen Geld hätten, damit er welches erbetteln könne mit M., seinem vertrauten Weibe; die war schwanger.

Und als sie dort waren, kam die Zeit, dass sie gebären sollte. Da die Herberge – ein Matratzenlager in einer überfüllten Substandardwohnung – sehr viel Geld kostete, zogen sie gemeinsam organisiert durch die Straßen der Stadt. Die Kälte vertrieb sie von dort in die geheizten U-Bahnen, wo sie sich nicht nur aufwärmen konnten, sondern auch ständig an Menschenmassen vorbeikamen, bei denen sie um einige Euro baten. Trotz der verachtenden Blicke, der Beschimpfung und Verleumdungen machten sie sich jeden Tag aufs Neue auf den Weg, M. mit ihrem Kind unter ihrem Herzen, J. mit der Sorge um seine kleine Familie.

Da ihr Deutsch auf wenige Worte, «Bitte Geld» und «Danke», beschränkt war, verstanden sie die Worte aus dem Lautsprecher nicht ...

E. F., Wien 5, Ausschnitt aus einem Schreiben an die Wiener Linien

Der Bettler-Beobachter

Heute Morgen um kurz vor 10 Uhr: Ich hatte einem Bettler ein paar Münzen gegeben, daraufhin spricht mich

ein älterer Herr an, ob ich überhaupt wisse, wem ich da das Geld gebe, er sei nämlich vom Innenministerium und würde die Bettler schon lange beobachten und wisse, dass diese einer Organisation angehören. Ein Streifenwagen sei ohnehin schon unterwegs. Der Mann trug an seiner Brust einen roten Bundesadler in einer Plastikhülle, und auf meine Frage nach seiner Dienstnummer und seinem Ausweis zückte er sein Handy und gab vor, mit der Polizei zu telefonieren. Ich musste leider weitergehen, weil ich sehr in Eile war, rief aber dann die Polizei an und ließ mich in den 20. Bezirk verbinden, wo mir gesagt wurde: «Des is wahrscheinlich so a Angrennter, wir schauen dort einmal vorbei.» Eine halbe Stunde später kam ich wieder zu dieser Stelle, der Mann hatte seinen Ausweis unter die Jacke gesteckt, und als er sah, dass ich telefonierte, stieg er in die Straßenbahn und fuhr weg.

Der Bettler war inzwischen auch weg, und Streifenwagen war weit und breit keiner zu sehen, auch die Leute bei der Bim-Station hatten keinen gesehen.

Ich bin dann gleich zur Polizeistation in die Pappenheimgasse gegangen, wollte eine Anzeige machen, aber dort wurde mir erklärt: «Wir haben eh einen Wagen hingeschickt, und außerdem liegt nichts vor, es ist nämlich keine Amtsanmaßung, wenn jemand unter Vorgabe, vom Innenministerium zu sein, einen Bettler vertreibt. Einen Bettler vertreiben kann jeder, und wenn, dann müsste schon ein Bettler selbst die Anzeige machen. Außerdem, wie soll man das beweisen ...»



Was soll ich machen? Hätte ich nicht doch eine Anzeige machen können?

Der «Ministeriumsmitarbeiter» war ca. 1,80 m groß, ca. 65 Jahre alt, hatte grau-blonde Haare, war etwas korpulent und trug eine Kappe. Ereignet hat sich das Ganze in der Klosterneuburger Straße, Ecke Weberstraße.

Ulli G., E-Mail

Am Anfang war das Eiklar

Liebe Christa Neubauer, vielen Dank für die SPARKÜCHE-Tipps zur Eiklar-Verwertung. Die Kokosbusserl werde ich nächstes Jahr ausprobieren, evtl. schon früher als zu Weihnachten, wenn ich das nächste Mal Maisbusserl backe – denn für die brauch ich auch nur Eidotter. Heuer zu Weihnachten habe ich Kokos-Haselnuss-Makronen mit meinem Rest-Eiklar gebacken. Die gehen so: 3 Eiklar mit dem Mixer steif schlagen, 18 dag Staubzucker unterrühren und 9 dag Kokosflocken und 9 dag geriebene Haselnüsse. Heuer habe ich große Eiklar von Eiern aus

dem Hühnerhof meiner Mutter erwischt. Die Masse als Busserl auf ein mit Backpapier ausgelegtes Blech setzen und bei 180 Grad ca. 10 Minuten backen. Schmeckt super!

Und für Schneenockerl habe ich ein Rezept aus der sparsamen Küche meiner Mutter: Schnee von 1 Klar schlagen. 1/2 Liter Milch mit ca. 10 dag Kristallzucker (= 3 große Esslöffel) und 1/2 P. Vanillinzucker zum Kochen bringen. 1 Dotter mit etwas Milch und 1 Kaffeelöffel Mehl (oder Maizena oder Kartoffelmehl) versprudeln und in die kochende Milch einrühren, kurz aufkochen lassen, vom Feuer nehmen und dann mit dem Esslöffel den Schnee in Nockerlform in diese Kanariemilch einlegen.

Dazu gab's bei uns zu Hause früher Buchteln mit selbst gemachter Ribisel- oder Marillenmarmelade als Freitagessen im Winter.

Charlotte Seitz, Wiener Neustadt

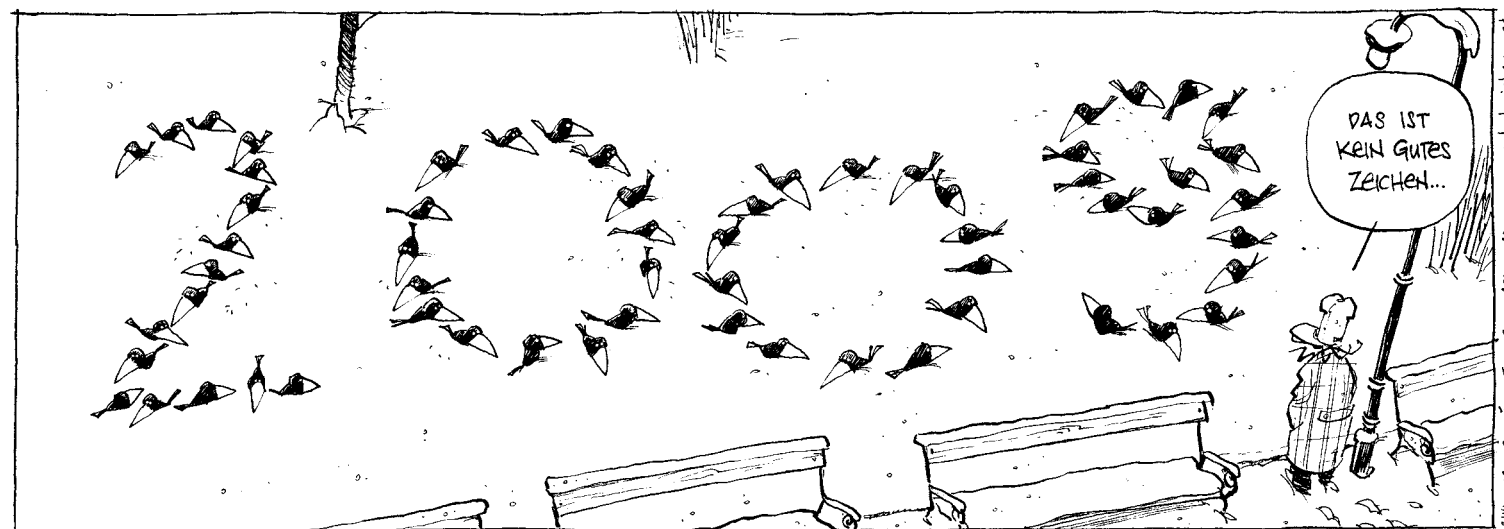
OHNE ABLAUFDATUM



«Durch Heftigkeit ersetzt der Irrende, was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt.»

Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832)

GUSTL



Zwar noch keine Aisha, immerhin aber ein Ahmed als Bürgermeister

Ein Signal aus Rotterdam

Ein blinder Virtuose der Musik ist Bürgermeister, ein Einwanderer aus Kroatien Stadtrat. Der Erste heißt Otto Lechner, der Zweite Slavko Ninic, Gründer der Wiener Tschuschenkapelle. Dass solche Typen die politische Klasse anführen, ist in Wien nur im Rahmen eines Kunstprojekts vorstellbar. Der singende «Gastarbeiter» ist Stadtrat der fiktiven «AugartenStadt». Im realen politischen Leben sind Menschen mit Migrationshintergrund im Wiener Gemeinderat lediglich als vereinzelte Alibimigranten vorgesehen, je nach Parteilinie mit mehr oder weniger PR-Gedrohne präsentiert. Wenn ein Michael ausgebürgermeister hat, wird ein Heinz oder ein Christian an seine Stelle rücken, selbst ein Heinz-Christian ist leider vorstellbar; ein Slavko wird dem Michael mit Sicherheit nicht folgen. Das erkennen auch ZeitgenossInnen, die wenig Ahnung von der politischen Kultur in Wien haben.

Dagegen spricht, dass auch in der niederländischen Stadt Rotterdam vor sechs Jahren jeder für verrückt erklärt worden wäre, der prophezeit

hätte, ein zugewanderter Marokkaner werde Bürgermeister werden. Vor sechs Jahren war nämlich eben Rotterdam Ausgangspunkt einer Welle von Null-Toleranz-Sicherheitspolitik, mit der Rechtspopulist Pim Fortuyn von Erfolg zu Erfolg eilte. Im Rest des Landes ist die «Fortuyn'sche Revolution» inzwischen weitgehend verebbt. Hier dagegen hält sich seine alte Partei Leefbaar Rotterdam (Lebenswertes Rotterdam) als zweitstärkste noch immer im Stadtrat.

Jetzt ist es passiert: Als erste Großstadt Europas wird Rotterdam von einem Einwanderer regiert. Er heißt Ahmed Aboutaleb, wurde in Marokko geboren und kam erst im Alter von 15 Jahren in die Niederlande. Wie 75 Prozent aller niederländischen Marokkaner stammt er aus dem Rif-Gebirge.

Schlimmer als den Namen findet die Leefbaar-Rotterdam-Ultrarechte, dass Aboutaleb zwei Pässe hat. Und schlimm findet sie weiters, dass ausgerechnet das angeblich kriminellste



Ahmed Aboutaleb, Stadtoberhaupt

und unerwünschteste Segment der Stadtgesellschaft – nämlich die marokkanische Community, in der bereits «über 50 Prozent schon mit der Justiz in Kontakt kamen» – durch die Bürgermeisterwahl eine demonstrative Würdigung und Aufwertung erfuh. Dabei ist der Sozialdemokrat Aboutaleb alles andere als ein Linker. Unangekündigte Hausbesuche bei Sozialhilfeempfängern? Migranten, die die niederländischen Werte nicht teilen, zum nächsten Flug ins Herkunftsland raten? Auch das ist Ahmed Aboutaleb, und auch daraus speist sich seine Popularität bis ins

konservative Spektrum. «Kirchen verschwinden, Moscheen kommen», sinnierte er in seiner Einführungsrede und bekannte sich dazu, die Sorgen der Menschen über diese Entwicklung ernst zu nehmen.

Für die kritischen Menschen der Stadt ist die Wahl des «Tschuschen» zum Bürgermeister ähnlich ambivalent wie der Erfolg Obamas. Viele zogen in den Wochen nach der Bürgermeisterwahl eine Parallele zu den USA: «Dort gibt es einen schwarzen Präsidenten. Wir haben einen marokkanischen Bürgermeister. Das ergibt hier wie dort kein alternatives politisches Programm.» Die Erwartung, dass Ahmed Aboutaleb nun in kürzester Zeit sämtliche Integrationsprobleme löst, ist ohnehin nichts anderes als hochgradige politische Naivität. Erst Ahmeds Nachfolgerin – nennen wir sie Fathma, Aisha oder Mariam – wird zusammen mit der zivilen Gesellschaft Rotterdam zur antinationalistischen Stadt der 170 Nationen machen.

R.S.



eingSCHENkt

Wo ist das Finanzpaket?

Das Bankenpaket war superschnell auf Schiene. Das Konjunkturpaket kommt gerade so recht und schlecht auf den Weg. Das Finanzpaket ist noch nicht sichtbar. Es fehlt der dritte, entscheidende Schritt, der die Ursachen der Krise bekämpft: die Kontrolle der Finanzmärkte. Das Engagement ist hier deutlich reduziert als beispielsweise beim Bankenrettungspaket. Mittlerweile versuchen auch Kommentatoren uns glauben zu machen, dass es sich bei der Finanzkrise bloß um einen «Topathleten mit Muskelkater handle, der mit etwas Ruhe und Physiotherapie schon den Kater behebe – anstatt die Krise als Herzattacke eines sechzigjährigen Rauchers zu verstehen, für dessen Heilung eine Operation und massive

Veränderungen im Lebenswandel vonnöten wären», wie der Ökonom Robert Wade von der London School of Economics treffend analysierte.

Die ständig wachsende umgekehrte Spekulationspyramide aus Krediten und Schulden, die ein deregulierter Finanzmarkt ermöglichte und vorantrieb, hinterließ ihre Spur der Verwüstung bereits im Japan der 80er Jahre, im Ostasien der 90er und hat sich jetzt in den 2000ern – ausgehend von New York und London – über den ganzen Globus ausgebreitet. Jetzt ist Schluss mit lustig.

Wenn uns die Krise etwas gelehrt hat, dann das: Es braucht leistungsfähige Kontrollinstrumente für die Finanzmärkte. Der wirtschaftlichen Globalisierung muss eine wirtschaftspolitische

Globalisierung folgen. Globalisierte Finanzmärkte bedürfen einer globalen bzw. EU-weiten Aufsicht und Kontrolle. Ansonsten ist der nächste Crash nur eine Frage der Zeit. Banken und insbesondere hochspekulative und aggressive Fonds müssen streng reguliert, bestimmte Anlagestrategien untersagt werden. Riskante Finanzprodukte wie Derivate gehören einer Zulassungspflicht unterworfen. Unbeaufsichtigter «Over the Counter»-Handel mit diesen Produkten ist zu verbieten. Alle Geschäfte müssen in den Bilanzen aufscheinen.

Steueroasen sind zentral für das Funktionieren des globalen Finanzmarkt-Casinos. Superreiche, Banken und institutionelle AnlegerInnen werden dort weder fair besteuert noch reguliert.

Steueroasen könnten problemlos «trockengelegt» werden, da sie zumeist westlichen Staaten unterstehen und vom Zugang zu den globalen Finanzmärkten abhängig sind.

Die Besteuerung aller Arten von Finanztransaktionen würde Spekulation eindämmen und die Stabilität der Finanzmärkte zumindest ein wenig erhöhen. Um längerfristiges Anlageverhalten zu begünstigen, sollten zudem Aktienstimmrechte an die Haltedauer gekoppelt und Aktienoptionen wie die Koppelung der Managergehälter an den Aktienkurs verboten werden.

Und nicht zuletzt wird es ein neues System besserer Koordination der Wechselkurse benötigen, um das destruktive Spiel mit Währungen hintanzuhalten.

Aktuell erleben wir kein «Kriserl», keinen Muskelkater, sondern einen ordentlichen Herzinfarkt. Ein Systembeben. Das ist eine historische Chance für eine neue Finanzarchitektur.

Martin Schenk

Was tun mit leer stehenden Häusern?

Mietfrei, aber nicht umsonst

Hierzulande wird noch erfolgreich tabuisiert, dass als direkte Folge der Glücksspielerien an den Börsen und der weit-sichtigen und nachhaltigen Strategien global agierender (Auto-)Konzerne Menschen ihr Heim verlieren könnten. In den USA ist diese Misere schon voll im Gange. Kleine Initiativen versuchen, Menschen auf unorthodoxe Weise ein Dach über dem Kopf zu verschaffen oder in künstlerischer Form den Verfall eines Stadtviertels ins Bewusstsein zu rücken.

Die Organisation «Take Back the Land» spürt leer stehende Häuser und Wohnungen in Miami auf, geht dabei aber sehr wählerisch vor: Infrage kommen nur jene, die im Besitz der öffentlichen Hand oder von Banken sind. Zu diesen Objekten werden Obdachlose begleitet, und darüber hinaus wird ihnen auch noch bei notwendigen Arbeiten wie Ausräumen oder Herstellen des Elektrizitätsanschlusses geholfen. Strom und Wasser werden bezahlt, Mieten aber nicht. Max Rameau, ein Mitbegründer der Organisation, bringt die Essenz dieses Dienstes auf eine einfache Formel: «Es ist unmoralisch, wenn ein Haus leer steht und gegenüber im Park eine Familie schlafen muss.»

Ein Arbeitsgebiet des Künstlers Tyree Guyton ist die dem Verfall

preisgegebene Innenstadt von Detroit. Mittlerweile säumen Ruinenburgen die Wohnstraßen, denn die weiße Mittelschicht zog in die Vorstädte. Innerstädtisch wohnt nur noch, wer ohne Perspektive ist. In diesem Stadtviertel rund um die Heidelberg Street betreibt Guyton seit über 20 Jahren das «Heidelberg Project», indem er Objekte und Skulpturen aus banalen Gegenständen wie Kleidungsstücken im öffentlichen Raum platziert oder ganze Häuser bpinselt. Seine Intention, den armen BewohnerInnen mit seiner Kunst etwas Trübsinn zu nehmen und sie zu einem Neuanfang zu ermuntern, stieß nicht immer auf Gegenliebe. So ließ die Stadtverwaltung zwei von ihm bearbeitete Häuser auf Bürgerbeschwerden hin abreißen.

reisch



«Mit Kunst gegen die wirtschaftliche Misere», lautet die Devise für Tyree Guyton

I N F O
Blog von Max Rameau:
takebacktheland.blogspot.com

GEHT'S MICH WAS AN?

«Prüfstein für die Staatsanwaltschaft»

«Brutaler Türkenüberfall symptomatisch», so lautete die Überschrift einer Presseaus-sendung des Leopoldstädter FPÖ-Klubobmanns Wolfgang Seidl nach dem Überfall arbeitsloser Jugendlichen mit Migrationshintergrund auf eine Mittelschulklasse in Wien. Darin trifft er eine Feststellung – «Gewalt hat meist Migrationshintergrund» –, die ZARA dazu veranlasste, die Meldung bei der Staatsanwaltschaft zur Prüfung auf Verstöße gegen das Strafrecht vorzulegen.

ZARA-Geschäftsführerin Barbara

Liegl sieht darin einen «Prüfstein für die Staatsanwaltschaft, wie ernst sie das Verhetzungsverbot nach § 283 StGB nimmt». Dieses besagt, dass jemand eine Verhetzung begeht, wer öffentlich gegen eine «Rasse» oder ein Volk hetzt und «sie in einer die Menschenwürde verletzenden Weise beschimpft oder verächtlich zu machen sucht». Für Liegl ist der Tatbestand klar erfüllt: «In der Presseausendung wird eine Gruppe klar bezeichnet, die eindeutig zum Sündenbock gemacht werden soll.»

Bisher gibt es wenig Rechtsprechung zu diesem Paragraphen, weshalb

eine gerichtliche Klarstellung nötig ist. Darüber hinaus ist eine Debatte über den Umgang mit Verhetzungen längst überfällig. Die Regierung hat im Koalitionsabkommen Verschärfungen angekündigt, ZARA erinnert an dieser Stelle noch einmal an dieses Versprechen. Ebenso wurde durch den Anfang Dezember 2008 verabschiedeten EU-Rahmenbeschluss zu Rassismus eine Novellierung der Regelung nötig.

Das Strafrecht alleine aber reicht in Fällen wie diesem nicht. Vielmehr ist ein breiter gesellschaftlicher Konsens nötig, um verallgemeinernden und damit

Menschen für die andere Polonaise gesucht

Für die Polonaise des Augustinballs (19. Februar, Akademie am Schillerplatz) sucht das Organisationsteam tanzbegeisterte, charmante, hochindividuelle Frauen und Männer. Da es dem unglaublich teuren Wiener Opernball um nichts nachstehen will, soll eine Polonaise auf die Tanzfläche gelegt werden, die unvergesslich wird und als Performance gegen gesellschaftliche Uniformen angelegt ist. Die Musikerin Tini Trampler wird die Choreographie einstudieren und im Zuge dieser Probe Stürzen, Fallen, Scheitern, künstliches Weinen, Lachen, Kämpfen und andere rebellische Akrobatik unterrichten. Für Polonaise und Probe bitte weiße Kleider (Damen oder Männer) und schwarze Anzüge (Damen oder Männer) mitbringen. Probetermin: Dienstag, 17. Februar, 18 Uhr in der Aula der Akademie der bildenden Künste, Schillerplatz 3, 1010 Wien.

Tschuldigung, Bettina und Markus!

Im Augustin Nr. 242 wurde über das CD-Projekt «Über den Wolken» berichtet, das Lieder österreichischer Popmusiker und des Stimmgewitters Augustin vereint. Einem, der sich für das Gelingen des Projekts sehr engagierte, gefiel nicht alles an dieser Story: «Dabei werde ich, Michael Walk, wohl gut gemeint und dennoch falsch zum Geschäftsführer des neuerHAUS gemacht. Das war ich zwar bis 31.7.2007, bin aber seither selbstständig als «walkforhelp.»

Hiermit möchten wir uns bei den derzeitigen GeschäftsführerInnen des neuerHAUS, Markus Reiter und Bettina Riedl, für unsere Unaufmerksamkeit entschuldigen.



fremdenfeindlichen Aussagen keinen Platz mehr zu bieten. Gefragt sind nicht nur Gerichte, sondern es ist in erster Linie an den Parteien und der Zivilgesellschaft, Sprüche wie diese lautstark zu verurteilen. Denn nur über eine gesellschaftliche Auseinandersetzung kann es gelingen, Vorurteile zu bekämpfen und jene zu sanktionieren, die damit Stimmung zu machen und Stimmen zu gewinnen versuchen.

Sonja Fercher
www.zara.or.at

Sigmund Freud und die BettelLobbyWien zu den U-Bahn-Durchsagen WIR sind die Kunden!

Die BettelLobbyWien (BLW), ein neu entstandenes Netzwerk von Sozial-AktivistInnen, hat sich Ende des ausgelaufenen Jahres erstmals zu Wort gemeldet. Höchste Zeit: Hinter der Dauer-Durchsage der Wiener Linien zum Thema «Bettelverbot» steckt nämlich eine Portion Populismus, die man sonst nur aus rechten Wahlkampftrudeln kennt.

Sollte den Wiener Linien daran gelegen sein, ihre Lautsprecheranlagen mit Hilfe einer Durchsagenkampagne in Schuss zu halten, wüssten wir einen besseren Text: «Die Wiener Linien bedauern, sich an den unter dem Namen Cross-Border-Leasing bekannten Scheingeschäften mit einem US-Investor beteiligt zu haben. Das Verleasen des Wiener U- und Straßenbahnnetzes an einen US-Versicherungskonzern stellte sich im Zuge der Finanzkrise als riskoreiches Jonglieren mit öffentlichem Eigentum heraus, dessen Konsequenzen noch nicht abzusehen sind.»

Indes scheint es für das Management der Wiener Linien aktuell eine weit größere Gefahr zu geben: das vereinzelte Erscheinen von Bettlerinnen und Bettlern, die ihr Glück im Abweiden der U-Bahn-Waggons suchen, was – wie in dieser Branche üblich – saisonbedingt mit wechselndem Erfolg absolviert wird. Im Advent sind die Fahrgäste großzügiger. Diese Großzügigkeit beziehungsweise die Spendenbereitschaft überhaupt wird seitens der Geschäftsführung des Verkehrsunternehmens fast in ein unmoralisches, ja gesetzwidriges Eck gerückt. Nicht anders sind die in den letzten Wochen penetrant wiederholten Anti-Bettler-Durchsagen zu interpretieren: *Viele Fahrgäste fühlen sich durch organisiertes Betteln in der U-Bahn belästigt. Wir bitten Sie, dieser Entwicklung nicht durch aktive Unterstützung Vorschub zu leisten, sondern besser durch Spenden an anerkannte Hilfsorganisationen zu helfen. Sie tragen dadurch zur Durchsetzung des Verbots von Betteln*

und Hausieren bei den Wiener Linien bei.

Legitimiert wird diese Dauerberieselung mit dem Argument der «sich häufenden» KundInnen-Beschwerden über die «Belästigung» durch bettelnde Personen. Wie die Wiener Linien mit der Augustin-Anfrage umgehen werden, ob diese «Beschwerdeflut» offengelegt oder sonstwie bestätigt werden könne und in welchem Maße gegenteilige KundInnen-Reaktionen vorlägen, bleibt abzuwarten. Jedenfalls wird die Redaktion gelegentlich mit Kopien von Briefen an die Verkehrsbetriebe versorgt, in denen sich Fahrgäste über Gestus und Inhalt der Anti-Bettler-Durchsagen beschwerten (siehe auch Fanpost-Seite). «Was tun denn diese Menschen?», heißt es in einem dieser Statements, dessen Autor die Wiener Linien mit dem Jean-Paul-Bonmot, wonach «der Held wohl seine Narben zeigt, aber nur der Bettler seine Wunden», zu einer rationaleren Sicht der Dinge bewegen will:

Diese Menschen machen Eigenwerbung für sich und machen auf ein gesellschaftliches Phänomen aufmerksam. Sie lassen uns teilhaben an einem Leben, das nicht immer sehr gradlinig verlaufen ist ... Nun, wenn ich das nicht aushalten kann, dann müsste ich wohl in einem Reservat für Bestverdiener leben ... sozusagen Cluburlaub im Alltag all inclusive! Sie, die Wiener Linien, rufen mit Ihren Lautsprecherdurchsagen – und diese zählen für mich zu einer Form von verbaler Umweltverschmutzung – zu einer sozialen Apartheid auf. Und das ist nicht die Aufgabe von Wiener Linien! (aus dem Brief von Thomas Frölich, Wien 5).

Die BettelLobbyWien (BLW), ein neu entstandenes Netzwerk von SozialaktivistInnen rund um die Beratungsstelle Sozialarbeitergasse, die NGO socialATTAC und die Straßenzzeitung Augustin, hat sich Ende des abgelaufenen Jahres erstmals mit einer Stellungnahme zur Durchsage der Wiener Linien zum Thema «Bettelverbot» vorgestellt. Vor der Lektüre empfiehlt sich ein genaues Durchlesen des oben zitierten offiziellen Durchsagetextes. Das im Folgenden

wiedergegebene Statement ist bis Redaktionsschluss dieser Augustin-Ausgabe vom Empfänger nicht beantwortet worden.

«Bitte belästigen Sie die Fahrgäste nicht»

Zu unserem Bedauern haben wir festgestellt, dass die Fahrgäste im U-Bahn-Bereich durch eine Durchsage aufgefordert werden, kein Geld an bettelnde Menschen zu spenden – gerade in der spendenfreudigen Weihnachtszeit eine irritierende Maßnahme.

Zu dieser Durchsage ist aus unserer Sicht Folgendes anzumerken:

1. In der Durchsage wird unterstellt, dass alle bettelnden Menschen «organisiert» sind. Durch diese Verallgemeinerung bezeichnen Sie diese Menschen indirekt als Kriminelle, da mit «organisiert» nur Banden oder mafiaähnliche Organisationen gemeint sein können.

2. Die Durchsage strebt eine Verhaltensänderung der Fahrgäste an. Sie stellt einen Aufruf zu unsolidarischem Verhalten dar, da direkte Spenden an bettelnde Menschen als unerwünscht – und somit als etwas Schlechtes – dargestellt werden. Wir sind der Meinung, dass die Fahrgäste auf diese Bevormundung verzichten und selbst entscheiden können, wann, wo und an wen sie spenden.

3. Die Empfehlung, bettelnde Menschen «besser» durch Spenden an anerkannte Organisationen zu unterstützen, zeugt von Unwissenheit und erscheint zynisch, da es in Wien keine Organisation gibt, die bettelnde Menschen direkt unterstützt.

4. Wenn wir schon über Belästigung sprechen: Bitte belästigen Sie Ihre Fahrgäste nicht durch Unterstellungen, Bevormundung und zynische Empfehlungen!

*Mit freundlichen Grüßen,
die BettelLobbyWien*

PS: Auch mit Sigmund Freud ließe sich trefflich gegen die Armenbekämpfer aus der Geschäftswelt des öffentlichen Verkehrs argumentieren. Der Ausschnitt aus seinem 1926 verfassten Text «Die Frage der Laienanalyse» liest sich wie



ELISABETH PANHOEGER

ein wunderbar vorweggenommene Manifest gegen die unsoziale Lautsprecherkampagne:

In unserer Vaterlande herrscht von alters her ein wahrer furor prohibendi, eine Neigung zum Bevormunden, Eingreifen und Verbieten, die, wie wir alle wissen, nicht gerade gute Früchte getragen hat. Es scheint, dass es im neuen, republikanischen Österreich noch nicht viel anders geworden ist. (...) Ich meine, dass ein Überfluss von Verordnungen und Verboten der Autorität des Gesetzes schadet. Man kann beobachten: Wo nur wenige Verbote bestehen, da werden sie sorgfältig eingehalten; wo man auf Schritt und Tritt von Verboten begleitet wird, da fühlt man förmlich die Versuchung, sich über sie hinwegzusetzen. Ferner, man ist noch kein Anarchist, wenn man bereit ist einzusehen, dass Gesetze und Verordnungen nach ihrer Herkunft nicht auf den Charakter der Heiligkeit und Unverletzlichkeit Anspruch haben können, dass sie oft inhaltlich unzulänglich und für unser Rechtsempfinden verletzend sind oder nach einiger Zeit so werden und dass es bei der Schwerfälligkeit der die Gesellschaft leitenden Personen oft kein anderes Mittel zur Korrektur solcher unzweckmäßiger Gesetze gibt, als sie herzhafte zu übertreten.

Robert Sommer

I N F O

Website der BLW im Aufbau:
bettellobbywien.wordpress.com

Infos zu den Scheingeschäften des Cross-Border-Leasings, in die auch die Wiener Linien verstrickt sind, am besten über die Website des Filmemachers Erwin Wagenhofer:
www.letsmakemoney.at

In Wien treffen sich ProtagonistInnen der Solidarischen Ökonomie Von Lateinamerika lernen!

Ein großer internationaler Kongress in Wien in der zweiten Februarhälfte wird sich mit der Frage alternativer Wirtschaftsformen befassen und aufzeigen, dass diese nicht nur möglich, sondern auch realisierbar – und notwendig! – sind.

Unternehmungen Solidarischer Ökonomie gibt es bereits seit zwei Jahrhunderten (z.B. die Genossenschaftsbewegung), doch wurde es in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Zusammenhang mit dem Siegeszug der Wachstums- und Profitmentalität ziemlich still um diese Wirtschaftsform und -philosophie. Erst mit den in der letzten Zeit immer sichtbarer werdenden Brüchen im vorherrschenden Wirtschaftssystem wurde die Frage nach Alternativen dazu wieder aktueller. Vor allem im Umfeld der Bewegung der Weltsozialforen entstand eine globale dynamische Diskussion und Praxis über

verschiedenste Formen Solidarischer Ökonomie (SÖ).

Der Begriff an sich ist ziemlich weit gesteckt. Unter SÖ kann man verschiedenste Formen ökonomischer Alternativen zusammenfassen, von Anthroposophen und Anarchisten bis hin zu AnhängerInnen der öko-sozialen Marktwirtschaft und des Fairen Handels, zu Marxistinnen und Tauschgelehrten. Formen und Projekte Solidarischer Ökonomie gibt es in den verschiedensten Lebens- und Arbeitsbereichen, in der Sozialarbeit und in der Wasserversorgung, im Gesundheitsbereich, in der Landwirtschaft, an den Hochschulen usw. In Nordamerika entstand das Community Economic Development, in Afrika die People's Economy, in Indien gibt es eine breite Palette Sozialer SÖ-Initiativen.

In Lateinamerika und besonders in Brasilien ist die Entwicklung alternativer Wirtschaftsformen bereits weit fortgeschritten. Oft entstehen diese Formen aus der puren Notwendigkeit der verarmten Bevölkerungsmehrheiten und der Globalisierungsverlierer heraus,

Überlebensstrategien zu finden. Es sind in der Regel kleine wirtschaftliche Einheiten, mit geringem Einsatz von Kapital und moderner Technologie. Die aber dennoch gut funktionieren. Ihre Stärke ist der Geist der Gemeinsamkeit, der Zusammenarbeit, der Solidarität.

Zusammenfassend kann man unter Solidarischer Ökonomie jene Formen des Wirtschaftens verstehen, die ökonomische menschliche Bedürfnisse auf der Basis freiwilliger Kooperation, Selbstorganisation und gegenseitiger Hilfe befriedigen. Oder, einschränkend ausgedrückt: Wirtschaftsformen, die im Gegensatz zur vorherrschenden Orientierung an Wettbewerb, Profitmaximierung und Ellbogenmentalität stehen. Dazu zählen alte und neue Formen von Genossenschaften und solidarische Wohnformen ebenso wie interkulturelle Gärten und Kostnix-Läden, Projekte der landwirtschaftlichen Direktvermarktung und freie Software.

Im November 2006 fand in Berlin ein Kongress zu diesem Thema statt. Erwartet wurden 400

I N F O

Kongress Solidarische Ökonomie
20. bis 22. Februar 2009
BOKU, Peter-Jordan-Straße 82, 1180 Wien
www.solidarische-oekonomie.at

Lesetipp:
Sven Giegold / Dagmar Embshoff (Hg.): *Solidarische Ökonomie im globalisierten Kapitalismus*. VSA Verlag, Hamburg 2008, 237 Seiten, € 14,80.

TeilnehmerInnen, gekommen sind an die 1400, darunter ReferentInnen aus zahlreichen Staaten, von Argentinien bis Sambia, von Brasilien bis Indien und Kanada, die von den praktischen Erfahrungen in ihren Ländern berichteten. Bei dieser Konferenz fanden sich auch mehr oder weniger zufällig einige an dem Thema interessierte Menschen aus Österreich zusammen, die sich dann nach ihrer Rückkehr hier zusammensetzten. Und bald war die Idee geboren, auch bei uns die – bislang sehr unterbelichtete – Diskussion über die große Bandbreite alternativer Wirtschaftsformen voranzutreiben. Vorläufiger Höhepunkt dieser von zahlreichen Organisationen und basisdemokratischen Gruppen getragenen Initiative ist der Solidarische Ökonomie-Kongress vom 20. bis 22. Februar in Wien. Wir werden auch in der nächsten Ausgabe des Augustin zum Thema berichten.

Werner Hörtner

Wie die Welt nach «Let's make Money» aussehen könnte

Bolo'bolisch oder zapatistisch

Seit dem Zusammenbruch der Systeme, die sich «sozialistisch» nannten, erscheint der Kapitalismus alternativlos. Ohne Gegenmodell zum herrschenden System haben es alternative Konzepte einer ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklung schwer. «Alternativen» werden in den alten Industriestaaten seit 1989/91 nämlich nur dort breiter diskutiert, wo sie bestehende Machtverhältnisse im kapitalistisch-verwertungsorientierten Wirtschaften und in den parlamentarisch-repräsentativen Demokratien nicht infrage stellen. Andere sozio-ökonomische Ansätze kämpfen mit dem Stigma des Utopischen und bleiben von einer ernsthaften Auseinandersetzung weitgehend ausgeschlossen, so sie überhaupt

wahrgenommen werden. Wir empfehlen eine aufregende Sammlung von Ideen (die teilweise auch zur Praxis geworden sind), die unsere kollektive Ratlosigkeit in Bezug auf zukunftsorientiertes politisches Handeln reduzieren könnte.

Dem Buch «Alternative Ökonomien, alternative Gesellschaften» (promedia Verlag) liegt das mehrsprachige Ausstellungsprojekt «Alternative Economics, Alternative Societies» des in Wien lebenden Künstlers Oliver Ressler zugrunde. Der Band, in deutscher und ungarischer Sprache verfasst, ergänzt die englischen und polnischen Texte, die zum selben Projekt erschienen sind.

Die vorgestellten Alternativen sind äußerst vielfältig: Der

Ökonom Takis Fotopoulos beschreibt sein Konzept einer umfassenden Demokratie, Chaia Heller stellt die Grundzüge eines libertären Kommunalismus vor. Paul Cockshott entwirft seine Vorstellungen von einem neuen Sozialismus, und Heinz Dieterich ruft seine Überlegungen zu einem Sozialismus des 21. Jahrhunderts in Erinnerung. Die bekannte Autorin Marge Piercy skizziert die feministisch-anarchistischen Utopien ihrer Social Fantasies, der Underground-Autor p.m. sein Konzept «bolo'bolo». Christoph Spehr spricht über «Freie Kooperation», Maria Mies über die Subsistenzperspektive und John Holloway über seine Vorstellungen, die Welt zu verändern, ohne die Macht zu

I N F O

ALTERNATIVE ÖKONOMIEN – ALTERNATIVE GESELLSCHAFTEN
ISBN 978-3-85371-291-7
256 Seiten, 19,90 Euro

promedia@mediashop.at
www.mediashop.at
www.verlag-promedia.de

übernehmen. Als historische Modelle werden unter anderem von Todor Kuljic die Arbeiter selbstverwaltung im Jugoslawien der 1960er und 1970er Jahre, von Salomé Moltó die Arbeiterkollektive während der Spanischen Revolution (1936–38) und von Alain Dalot die Pariser Commune von 1871 thematisiert. In einem weiteren Beitrag wird das direktdemokratische Selbstverwaltungsnetzwerk diskutiert, das die Zapatisten in Chiapas (Mexiko) aufgebaut haben. ■

Pharmazieunternehmen Jugoremedija setzt Zeichen der Hoffnung

Wirtschaften ohne Kapitalisten

Stichwort Solidarische Ökonomie: Die VeranstalterInnen des Wiener Kongresses (siehe vorige Seite) verstehen darunter jene Formen des Wirtschaftens, die ökonomische menschliche Bedürfnisse auf der Basis freiwilliger Kooperation, Selbstorganisation und gegenseitiger Hilfe befriedigen. Die Gesellschaften Brasiliens und Argentiniens werden dabei zu Recht als jene sozialen Räume hervorgehoben, wo die Kultur der Selbstverwaltung bzw. der alternativen Lebens- und Wirtschaftsexperimente besonders ausgeprägt ist. Aber auch ein paar hundert Kilometer südlich von Wien, in der serbischen Industriestadt Zrenjanin, wird fündig, wer Belege dafür sucht, dass Menschen ihre Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen können.



Jugoremedija-Arbeiter vor den «Bullen», die hier eher Landgendarmen gleichen als den martialisch hochgerüsteten Aufstandsbekämpfungsmaschinen, deren Anblick wir gewohnt sind

Einst galt Zrenjanin als eines der entwickeltsten Industriezentren Jugoslawiens. Die alte Brauerei schmückte das Zentrum, und die kleine Stadt im Norden Serbiens wurde umringt von Fabriken, die für ihre hochwertigen Produkte bis weit über die Grenzen Jugoslawiens hinaus bekannt waren.

Dies änderte sich jedoch schlagartig mit der Wirtschaftskrise Mitte der 80er Jahre, der ökonomischen Isolation und dem Krieg. Nicht nur in Zrenjanin, sondern auf dem gesamten Gebiet Serbiens zerfielen Fabriken, und die Bevölkerung wurde in die Arbeitslosigkeit getrieben. Mit dem Sturz Slobodan Miloševićs und der demokratischen Wende 2000 wurde neue Hoffnung geschöpft. Hoffnung auf eine rasche Erholung der wirtschaftlichen Situation, die den ArbeiterInnen einen Arbeitsplatz und ein regelmäßiges Einkommen garantieren sollte. Die Privatisierung der Fabriken, die unter Tito von ihren ArbeiterInnen selbstverwaltet wurden, war Teil des

umfangreichen Transformationsprogramms der Regierung.

«Uns wurde erzählt, dass das Privateigentum und der Kapitalismus unsere Firmen erhalten und erneuern würden», erklärt Milenko, Aktivist der Gruppe Freedom Fight, «aber es hat sich gezeigt, dass unsere Fabriken durch die Privatisierung zerfallen.» Zrenjanin ist zwar nur einer der vielen Schauplätze Serbiens, wo einheimische Unternehmen zugrunde gingen, jedoch ist es gekennzeichnet von einer aktiven ArbeiterInnenenschaft, die sich gegen diese Zerfallsprozesse wehrt und für ihre Rechte kämpft. Mit Erfolg?

Drei Fabriken, drei Privatisierungen, drei Protestbewegungen

Eines der bekanntesten Beispiele für den Widerstand der ArbeiterInnen ist das Pharmazieunternehmen

Jugoremedija. Noch unter realsozialistischen Bedingungen war das Unternehmen erfolgreich. 1973 gegründet, konnte es sich schnell auf dem internationalen Markt behaupten und exportierte seine Medikamente nach West- sowie nach Osteuropa. 2000 wurde es privatisiert. Dies wurde unter der Gesetzgebung Miloševićs noch von den ArbeiterInnen selbst entschieden. Das Unternehmen wurde dabei in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, wobei den ArbeiterInnen und außenstehenden Privatpersonen im Falle Jugoremedijas 58 Prozent der Aktien zu einem niedrigen Preis verkauft wurden. Der Staat erhielt einen Anteil von 42 Prozent.

So waren zwar die ArbeiterInnen und außenstehende AnteilhaberInnen in der Mehrheit und konnten Entscheidungen formal treffen, jedoch setzten sie sich nur mit großem



Widerstand gegen einen kriminellen Unternehmer durch, der den staatlichen Anteil 2002 erwarb und das Unternehmen an den Rand des Bankrotts führte. Bereits nach einigen Monaten tauchten erste Probleme auf. Der Unternehmer Stefanović-Nini verpflichtete sich mit dem Kauf, in die Sanierung des Unternehmens zu investieren, die ein Weiterbestehen der Fabrik garantieren würde. Stefanović-Nini, der bereits von Interpol gesucht wurde, strebte jedoch weder die Sanierung des Betriebs noch eine Zusammenarbeit mit der Belegschaft an.

Dagegen galt sein Bestreben dem Versuch, seinen Anteil am

Unternehmen zu erhöhen und die restlichen ShareholderInnen somit von ihrem Stimmrecht zu entheben. Als aber die ArbeiterInnen, die keine Rechte zur Einsicht in den Kaufvertrag hatten, durch Zufall von den unrechten Geschäften ihres Chefs erfuhr, organisierten sie sich und besetzten die Firma. Der Unternehmer reagierte zunächst mit der Entlassung von aktiven GewerkschafterInnen und setzte alsbald ein privates Sicherheitsteam ein, das die Belegschaft von ihrer Arbeit abhalten und provozieren sollte. Weitere Proteste folgten.

Innerhalb kürzester Zeit gelang der Selbstverwaltung die Entschuldung der Fabrik

Erst kurz bevor das Unternehmen in Insolvenz ging, wurde der Vertrag zwischen dem Staat und Stefanović aufgehoben. «Fünf Jahre haben die ArbeiterInnen gekämpft, ohne Arbeit, ohne Bezahlung, und es wurde ihnen der Strom abgestellt. Sie lebten unter schrecklichen Bedingungen, aber ihre Solidarität hat ihnen geholfen. Nicht nur im Alltag, sondern auch in ihrem Kampf um ihre Fabrik», erzählt Milenko.

Durch einen vereinten Widerstand mit vielen Entbehrungen konnten die ArbeiterInnen 2007 ihre Fabrik wieder übernehmen. Selbst die Schulden, welche Stefanović angehäuft hatte, konnten vom nun selbstverwalteten Unternehmen innerhalb kürzester Zeit beglichen werden. So gelang es den ArbeiterInnen nicht nur, sich gemeinsam gegen einen kriminellen Unternehmer durchzusetzen, sondern sie zeigten auch, dass ihnen die Bewahrung der eigenen Fabrik am Herzen lag.

Durch den Erfolg der Proteste um Jugoremedija erstarkte die ArbeiterInnenbewegung in Zrenjanin. An diesem erfolgreichen Beispiel orientiert, nahmen auch die ArbeiterInnen zweier weiterer Fabriken, BEK und Šinvoz, den Kampf gegen ihre neuen Chefs auf. Auch hier war durch die Privatisierung das Schicksal der Fabriken in die Hände von kriminellen Unternehmern gelegt worden.

Šinvoz, eine Schienenfahrzeugfabrik, und BEK, ein Fleischereunternehmen, wurden 2004 bzw. 2005 privatisiert. Mit ihrem Verkauf begannen die Probleme. Auch hier wurden die vereinbarten Investitionen

durch die neuen Eigentümer nicht getätigt. Vonseiten der Unternehmer bestand kein Interesse, die Erneuerung der Fabriken voranzutreiben, die übernommenen Schulden zu begleichen und die entlassenen ArbeiterInnen gebührend zu entschuldigen. Vielmehr wurden im Fall von BEK wichtige Produktionsmittel aus den Fabriken geschafft, die in den anderen Fabriken des Eigentümers eingesetzt wurden, wodurch die Produktion verunmöglicht wurde. Ähnlich verhielt es sich bei Šinvoz. Dort stellte sich bald heraus, dass es sich bei den deklarierten Investitionen um nicht funktionstüchtige Geschenke der serbischen Bahngesellschaft handelte. Die beiden Fabriken rückten dem Bankrott immer näher.

Besetzung des Gewerkschaftshauses

Die ArbeiterInnen der beiden Unternehmen versuchten, Kontakt zur serbischen Privatisierungsagentur aufzubauen, die die Kaufverträge aushandelte und deren Umsetzung überprüfen sollte. Diese ging jedoch nicht auf die Aussagen und Bedenken der ArbeiterInnen ein, so dass nur durch öffentliche Auftritte Aufmerksamkeit erregt werden konnte. Die ArbeiterInnen organisierten Proteste und besetzten schließlich die Fabriken. Trotzdem konnte bei beiden Betrieben eine Insolvenz nicht verhindert werden. Im Dezember 2008 erkannte die Privatisierungsagentur schlussendlich an, dass die geforderten Investitionen bei Šinvoz nicht durchgeführt worden waren. Der Eigentümer erhielt einen neuen Aufschub, die Investitionen zu tätigen.

Die ArbeiterInnen gaben sich mit diesem Ergebnis jedoch nicht zufrieden. Mit der Unterstützung der Belegschaft von Jugoremedija protestierten ca. 400 ArbeiterInnen in Belgrad und forderten sowohl die Aufhebung des Kaufvertrags als auch die Aufhebung des

TRICKY DICKY'S SKIZZENBLÄTTER



Insolvenzverfahrens, da die früheren Besitzer den Bankrott bewusst herbeigeführt hatten. Die kurzzeitige Besetzung des Dom Sindikatas in Belgrad, Sitz der unabhängigen Gewerkschaften, bei der ein vierzigjähriger Arbeiter durch einen Herzinfarkt ums Leben kam, erregte die Aufmerksamkeit des Wirtschaftsministers Mladan Dinkić. Kurz vor den Wahlen stehend, stimmte er der Aufhebung des Kaufvertrags zu. So wurde plötzlich anerkannt, was die ArbeiterInnen bereits seit drei Jahren forderten.

Zwar wurde das Insolvenzverfahren der beiden Fabriken bis heute nicht gestoppt, die ArbeiterInnen Zrenjanins konnten jedoch beweisen, dass ein solidarischer Kampf möglich ist. Die ArbeiterInnen der unterschiedlichen Fabriken unterstützen sich gegenseitig. Ein Solidaritätsfond wurde mit der Hilfe von Jugoremedija und der Gewerkschaft eingerichtet, welche die ArbeiterInnen von Šinvoz und BEK bei den Protesten unterstützte. Auch die neu gegründete Partei Ravnopravnost (Gleichberechtigung) versteht sich als Vertretungsorgan und Treffpunkt

der ArbeiterInnen im Kampf für ihre Fabriken.

Und so geht der Kampf weiter. Die alte Brauerei im Herzen Zrenjanins ging bankrott und wartet darauf, von ausländischen InvestorInnen in ein Hotel umgewandelt zu werden. Die ArbeiterInnen stehen jedoch auf der Straße.

Wie sieht der derzeitige Kampf der ArbeiterInnen in Zrenjanin aus? Wer Interesse hat, mehr über derzeitige Entwicklungen der Unternehmen und die ArbeiterInnenbewegung in Serbien zu erfahren, ist eingeladen, mit Ivan Zlatić, einem Aktivist von Freedom Fight, und Branslav Markus, einem Arbeiter von Jugoremedija, auf dem Kongress für Solidarische Ökonomie vom 20. bis 22. Februar an der Boku Wien Erfahrungen auszutauschen und zu diskutieren.

Kathrin Jurkat

I N F O
Weitere Informationen sind unter www.freedomfight.net und www.solidarische-oekonomie.at zu finden.

In Zagreb versammelt: Modelle angewandter Bürgermitbestimmung

Katharina gehört allen

«The Neoliberal Frontline: Urban Struggles in Post-Socialist Societies.» Unter diesem Titel fand zwischen 4. und 7. Dezember in Zagreb eine internationale Konferenz im Rahmen des Projekts «Operation Stadt» statt. Eingeladen waren StadtforscherInnen, ArchitektInnen und AktivistInnen aus Europa und den USA.

Die Konferenz sollte die Veränderungen von Städten in den postsozialistischen Gesellschaften Osteuropas reflektieren, die aufgrund der neoliberalen Politik unter dem Druck der größtmöglichen kommerziellen Ausbeutung des Raums stehen.

Stadtplanung, die die Interessen der Öffentlichkeit zugunsten von Profit missachtet, die Privatisierung öffentlichen Raums, der Abbau von Bürgermitbestimmung und schließlich Praktiken, wie gegen diese Entwicklungen anzukämpfen sei, wurden in den Podiumsdiskussionen und Vorträgen diskutiert. Viele der sich in Osteuropa abzeichnenden Entwicklungen ähneln denen im Westen in den 80er und 90er Jahren, wirken sich aber nach Meinung der VeranstalterInnen aufgrund von demokratischen Defiziten, Korruption und dem starken wirtschaftlichen Druck in Osteuropa besonders massiv aus.

In der Podiumsdiskussion mit dem Titel «Dissenting Architectural Practices» trafen sich AktivistInnen aus Kroatien, Bosnien, Serbien, Montenegro und dem Kosovo, die entweder als informelle Gruppen,

EinzelkämpferInnen oder gut organisierte NGOs den Entwicklungen in ihren Regionen den Kampf angesagt haben. Einige dieser Beiträge seien nun näher beschrieben:

Pula/Kroatien

Für die ca. 60.000 EinwohnerInnen zählende Stadt Pula an der Südspitze Istriens wurde erst vor drei Monaten ein Masterplan entwickelt. Von 1991 bis heute fanden bauliche Neuerungen ohne Masterplan, ohne fachliche Expertise, sondern lediglich auf der Basis von Willkür und Korruption statt. Es wurde zwar viel gebaut, Investitionen in öffentliche Infrastruktur blieben aber völlig aus. Aufgrund der fehlenden Bauordnung kam es zur Errichtung von informellen Bauten im öffentlichen Raum, was zwangsläufig zu Konflikten und Problemen führte. Die Pulska Grupa, auf der Konferenz durch Architekt und Aktivist Emil Jurcan vertreten, erstellte eine «red map of Pula», wo alle nicht genehmigten Bauwerke eingetragen wurden. Die Hauptaktivität der Pulska Grupa konzentriert sich aber auf Katharina, eine von insgesamt 6 ehemaligen Militärzonen, die sich im Stadtgebiet, direkt am Meer, befindet. Da die meisten Freiflächen rund um Pula bereits für touristische Zwecke verbaut sind, wurde Katharina in den letzten Jahren von den BewohnerInnen der Stadt intensiv genutzt: zum Baden, Fischen, Feste feiern, für Landwirtschaft, ja sogar geheiratet wurde hier. Die mittlerweile sechs Musikfestivals mit bis zu je 5.000 BesucherInnen sind international bekannt.

Die Pulska Grupa rief dieses Gebiet als «Common Space» aus, organisierte Proteste und entwickelte Equipment für die mannigfaltige Nutzung. Katharina wurde schließlich zu einem Laboratorium, wo in Workshops mit internationalen ArchitektInnengruppen und interessierten BürgerInnen architektonische Konzepte entworfen werden, die die vielfältige Nutzung auch in Zukunft gewährleisten sollten – jenseits von

Profitinteressen, versteht sich. Hier sollte auch ein Zentrum der postkapitalistischen Kulturen entstehen.

Die Halbinsel Muzil, die ein Viertel der Stadtfläche Pulas ausmacht und ursprünglich laut Masterplan der Bevölkerung als Erholungsgebiet versprochen wurde, soll nun auch – wie Katharina und alle anderen ehemaligen Militärgebiete – der touristischen Entwicklung preisgegeben werden. Golfplätze, Swimmingpools, Villen und Apartmentanlagen würden den freien Zugang zum Meer verhindern.

Auf Initiative der Pulska Grupa versammelten sich letztes Jahr 500 Leute, öffneten die Tore der bislang abgeriegelten Halbinsel und besichtigten das Gelände. Ein historisches Moment, denn niemand, abgesehen von SoldatInnen, hatte in den letzten Jahrzehnten dieses Gebiet betreten. Für die DemonstrantInnen stand sogleich fest: Die Halbinsel Muzil darf weder für das Militär noch für Tourismuszwecke jemals wieder der Öffentlichkeit entzogen werden.

Kotor/Montenegro

Aufgrund seiner landschaftlichen Schönheit, seiner Strände und seiner mittelalterlichen Städte steht auch Montenegro unter starkem Druck der touristischen Überausnutzung.

Vor 11 Jahren gründeten hier sechs Architekturstudentinnen der Uni Belgrad die Gruppe expeditio. «Wir waren uns im Klaren», so Tanja Rajic, die expeditio in Zagreb vertrat, «dass wir professionelle Architektur nur dann machen können, wenn wir gesellschaftliche Zusammenhänge verstehen und aktiv an Veränderungsprozessen teilnehmen. Deshalb begannen wir, unsere Umgebungen visuell zu prüfen, und sahen die Notwendigkeit, AktivistInnen zu werden.»

Ihre Ziele: nachhaltiges Bauen, Erhaltung von kulturellem Erbe und die Entwicklung von Raumordnungsplänen, die die Lebensqualität aller BürgerInnen erhöhen sollen.

Erreicht hat die Gruppe bislang schon einiges. Beispielsweise wurde ein großes Bauvorhaben von InvestorInnen in unmittelbarer Nähe des UNESCO-geschützten Stadtzentrums von Kotor verhindert. Das Projekt wurde in lokalen Zeitungen als besonders erfolgversprechend beworben. Inwieweit gewachsene Strukturen aber dadurch zerstört würden, war wenigen bewusst. Expeditio schaffte es schließlich mittels Informations- und Aufklärungsarbeit, Diskussionen etc., dieses Bauvorhaben zu verhindern. Mittlerweile zählt die Gruppe ca. 400 Mitglieder. Die GründerInnen haben eine feste Anstellung und werden bei ihrer Arbeit von freiwilligen MitarbeiterInnen unterstützt. Eine Repräsentantin der Gruppe arbeitet im nationalen Rat für nachhaltige Entwicklung mit. Ein wichtiger Teil der Arbeit ist die Sensibilisierung von BürgerInnen für Belange der Architektur und Raumplanung. So lud expeditio die MontenegreinerInnen ein, Fotos von je einem guten und einem schlechten Architekturbeispiel an sie zu schicken, diese zu begründen und damit den Autoritäten ihre Meinung kundzutun. In einer Ausstellung in Podgorica wurden diese Fotos schließlich präsentiert. «Besonders ermutigend», so Tanja Rajic, «war für uns und die vielen anderen NGOs in Montenegro der Erfolg der NGO Most (Brücke), die den Bau eines Staudammes im Tara-Canyon (dem zweitgrößten Canyon nach Colorado) verhindern konnte.»

Split/Kroatien

Mirko Petric, Lektor an der Uni Split, berichtete von der geplanten Absiedelung des Hafens der Stadt Split. Die unmittelbare Nähe von Hafen, Bahnhof und Busstation gewährleistet bis dato eine perfekte Verkehrsanbindung, sowohl regional als auch national und international. Der Hafen von Split ist der drittgrößte mediterrane Passagierhafen. Da im Sommer die Preise auf den vielen Inseln



Foto: PULSKA GRUPA

Ein historischer Moment: Die Tore zu Muzil, einem ehemaligen Militärgebiet in Pula/Istrien, wurden von AktivistInnen geöffnet. 500 Leute nahmen am Spaziergang teil, und es stand sofort fest: Diese Halbinsel soll den StadtbewohnerInnen gehören und nicht touristisch entwickelt werden

in der Umgebung exorbitant hoch sind, kommen die BewohnerInnen häufig nach Split, um auf dem Markt einzukaufen, Amtswege zur erledigen oder Spitälern und Schulen aufzusuchen, was heute in einem Tagesausflug bewerkstelligt werden kann, da der Hafen sich gleich neben dem Stadtzentrum befindet.

Nach Beratung durch die Horvath Consulting Group will die Stadtverwaltung den Hafen nun einige Kilometer nördlich des Stadtzentrums verlegen, denn der jetzige Hafen soll nur noch Jachten und Kreuzschiffen – also den TouristInnen – zur Verfügung stehen. Die Verlegung des Fähr- und Frachthafens würde für alle anderen Reisenden eine massive Verlängerung und unnötige Verkomplizierung der Wege bedeuten. Mirko Petric sieht das Grundübel

für Fehlentwicklungen auch in der ArchitektInnenausbildung, denn Belange der Stadtplanung würden hier viel zu wenig behandelt, und auf seine Frage, wie viele ArchitekturstudentInnen sich auf dem Kongress befänden, hoben nur vier Leute die Hand.

Belgrad/Serbien

Aufgrund der Isolierung Serbiens im Zusammenhang mit dem Krieg in den 90ern gab es in Belgrad eine sehr eingeschränkte Bereitstellung öffentlicher Infrastruktur seitens der Stadtregierung. Die Menschen mussten sich selbst organisieren, um das Leben in der Stadt aufrechtzuerhalten. So gelang es beispielsweise, den öffentlichen Verkehr mit Privatautos zu bewältigen, es gab sogar Fahrpläne

und ein Ticketsystem. Die Normalisierung hat diese Initiativen aber wieder beseitigt. Die serbisch-niederländische Gruppe stealth.unlimited, hier vertreten durch Ana Dzojic, untersuchte diese Formen der Selbstorganisation, betrachtet sie als Demokratisierung des öffentlichen Raums und versucht, dieses Potenzial für Bürgerbeteiligungsprozesse im Stadtplanungsbereich zu nutzen. Unter dem Titel «Archi-Phoenix» nahm die Gruppe an der letzten Architekturbienale in Venedig teil. Statt Ausstellungsfläche war der Pavillon Plattform für Diskussionen, Workshops und Vorträge. Der Titel «Archi-Phoenix» spielt auf den Brand an, der die Architekturuniversität in Delft letztes Jahr zerstört hat. An dieser Uni wurden viele StarchitektInnen ausgebildet, die an

internationalen Fehlentwicklungen maßgeblich beteiligt waren. Der Feuerengel steht für den Beginn einer neuen Ära, die ArchitektInnen eine Chance gibt, sich im gesellschaftlichen Kontext neu zu positionieren und über das bloße Planen von Gebäuden hinauszudenken.

In den spannenden und teilweise sehr kontrovers geführten Diskussionen war aber dann vor allem von der Wichtigkeit der internationalen Vernetzung der Gruppen und dem permanenten Erfahrungsaustausch die Rede. Für Interessierte seien die Mitschnitte der Konferenz und die englische Konferenzzeitung mit Beiträgen der teilnehmenden WissenschaftlerInnen (als PDF) sehr empfohlen (alles unter www.operacijagrad.org/en).

Ulli Gladik

«An meine Obdachlosen» – eine Ansprache des (fiktiven) Präsidenten

Ukraine, voll von Überflüssigen

Um äußere und innere Zustände der Obdachlosigkeit geht es in dem Buch «Wo ist dein Haus, Odysseus?» des ukrainischen Autors Tymofiy Havryliv. Wie seine meisten Prosatexte hat er auch dieses Buch in Wien geschrieben. Dem Augustin erzählte er, wie sich die in den wilden Kapitalismus gewendete Ukraine mit Gestrandeten aller Art füllt, was ihn am Milieu der Säuer und Verlierer so fasziniert und warum er gerade in Wien Bedingungen vorfindet, um als Autor so kreativ sein zu können.



«Es herrscht ein zwielichtiger Frieden in der Ukraine», berichtet Havryliv

Gibt es in der Ukraine viele Obdachlose? Durch die wirtschaftliche Pleite nach der Wende und die folgende Misere wurden hauptsächlich ältere Menschen regelrecht hinaus auf die Straße gestoßen. Die alten Leute waren noch bis kurz nach der Wende gut versorgt, sie hatten in diesen bescheidenen und armseligen sowjetischen Verhältnissen, abgesehen von den Kolchosbauern, keine schlechte Rente, sie konnten sich das Überleben leisten. Dann war die Inflation unvorstellbar stark, die Menschen wurden über Nacht Millionäre, nur dass die Millionen nichts wert waren. Erst gegen Ende der 90er Jahre wandte sich die Situation im wirtschaftlichen Sinne zum Besseren, weniger im sozialen Sinne, der soziale Bereich wird vernachlässigt. Und auch die Kultur kommt zu kurz.

In Ihrem Buch «Wo ist dein Haus, Odysseus?» existieren die Obdachlosen als revolutionäre Menge, als Masse und sind keine Einzelpersonen wie sonst in der Literatur. Warum faszinieren Sie die Obdachlosen?

Aus meinen persönlichen Erfahrungen heraus. Ich kenne das von

Kindheit an, dass sich in den Hinterhöfen Säuer versammeln, bis in die Nacht hinein trinken und dann die Flaschen zerschlagen. Das hörte ich alles in meinem Kinderzimmer. Als Student musste ich in der Wendezeit in einem Altersheim leben, weil ich nichts zu wohnen fand. Das war damals wie ein Gefängnis, alles trug den stinkenden Geist der Kaserne in sich – die Universität, das Krankenhaus, die Armee sowieso. 1991 und '92 hauste ich in einem Studentenheim, in dem die Fenster ausgeschlagen waren. Damals kamen die ersten Hilfstransporte aus

Deutschland, und die Deutschen beschenkten uns mit irgendwelchen alten, aber noch brauchbaren Klammern, die ich persönlich fürs Ins-Fenster-Stopfen benutzte statt der Glasscheibe. Ich war ständig mit der Erscheinung der Armseligkeit und der Bettlerei konfrontiert und begegnete diesen Menschen tagtäglich auf der Straße. Dann fand ich diese Situation auch verallgemeinernd sehr interessant, die Obdachlosigkeit verstand ich auf einmal nicht nur so, dass sie ein sozialer Status sein könnte, sondern auch als inneren, mentalen Zustand der Menschen nach

dem Zerfall eines Imperiums. Diese Ansprache des Präsidenten, in der er sich an die Obdachlosen wendet («An meine Obdachlosen!»), ist einerseits eine Anspielung auf die Zeit und die Auseinandersetzungen zwischen den regierenden Protagonisten nach der Orangen Revolution, aber auch auf die Geschichte. Der öffentliche Appell des Kaisers Franz Joseph hieß «An meine Völker». Auf dieser anderen Seite geht es um die Kollision der zwei Imperien, des totalitären Sowjetimperiums, das Ende der 80er Jahre zugrunde ging, und um eine Reminiszenz an die Donaumonarchie, die 1918 zerfiel – nicht zuletzt dank dieses Manifestes, in dem der Erste Weltkrieg verkündet wurde. Obdachlosigkeit bedeutete auch die Situation vieler Kronländer, was bei Schriftstellern wie Joseph Roth herauskommt, aber auch der Österreicher, die damals an das Überleben Österreichs nicht glauben wollten.

Angeblich ging ja die Habsburgermonarchie nicht so sehr wegen der revolutionären Bewegungen zugrunde, sondern wegen den nationalen ...

Eindeutig wegen der aufsteigenden Nationalismen in Mitteleuropa, der verspäteten Nationsbildung. Was andere Nationen schon hinter sich hatten, das mussten mitteleuropäische Völker erst nachholen oder aufbauen. Obdachlosigkeit ist ein Zustand der postsowjetischen Gesellschaften, es gibt diese Hilflosigkeit in Bezug auf eine Identitätsvorstellung. Obdachlosigkeit ist für mich auch ein Zustand des Menschen in der heutigen Welt. Die Globalisierungsercheinungen sollten und müssten eigentlich zu einer stärkeren Vernetzung führen, es kommt aber zu Vereinsamung und Isolation. Teilweise selbst erzeugt, teilweise aufgezwungen und mit sehr vielen Täuschungsinstrumenten wie dem Fernsehen verbunden. Der Mensch sitzt vor dem Fernseher und sieht quasi Menschen, das ist aber eine Täuschung, das sind Bilder. Das sind keine echten Menschen!

Wien scheint sich beim Schreiben gut auf Sie auszuwirken ...

Mein Protagonist ist allein, einsam und landet sehr oft auf der Straße, wo er Bekanntschaften schließt. Als ich 1993 im Sommer das erste Mal in Wien war, fühlte ich mich innerlich sehr befreit, legte mich auf eine Bank am Donaukanal und schlief ein. Als ich aufwachte, war es schon dunkel, und über mich gebeugt stand ein Polizist. Ich bekam einen Schrecken, aber er fragte mich nur höflich, ob es mir gutgeht. Das war mein erster Kulturschock, dass er keinen Ausweis verlangte und nicht schimpfte. Ich schrieb den Roman hier in Wien in einer Euphoriestimmung, wie man sie bekommt, wenn man einen Punsch oder Glühwein oder einen halben Liter Tafelwein trinkt. Er wurde aber in Wirklichkeit ohne Alkohol geschrieben (lacht), aber mit diesem vergleichbaren Gefühl. Die Idee eines solchen Romans hatte ich schon 2002 in Graz, da gibt es ein Schlösschen, in dem die Schriftsteller zusammen mit den Eichkätzchen wohnen. Aber erst 2006 in Wien schrieb ich den Text fertig. Den Roman schickte ich per E-Mail in die Ukraine, und die ukrainische Ausgabe erschien mit sehr vielen Fehlern, da mein Verleger das Buch gleich auf den Markt warf. Ich habe die meisten meiner Prosatexte in Wien verfasst, ich weiß nicht, warum, aber ich schätze dieses Gefühl. Viele Situationen in Wien versetzen mich in einen Zustand, in dem ich eine sehr gute Stimmung habe.

Der Präsident hält diese Rede an die Obdachlosen, und wie geht das dann weiter?

Das ist ein Zeitraum im Leben des Protagonisten, in dem er unter der Brücke landet und sich auch im übertragenen Sinne identifiziert. Es gibt nie eine Trennung, ob er dann sozial gesehen obdachlos ist oder auch von seiner inneren Verfassung her. Es ist beides untrennbar, denke ich. Sehr oft sind es zwei Protagonisten, obwohl ich das bewusst offenlasse, ob es wirklich ein Vis-à-vis gibt oder ob es eine Spaltung der Persönlichkeit ist. Es gibt diese Dialoge, in denen er sich irgendwie spaltet oder mit seinem Gegenüber Dialoge führt; manchmal sieht er frühere Situationen später mit dem Protagonisten von früher, und er spricht mit ihm von der anderen Zeit

aus – aus der Entfernung. Er befindet sich ständig auf Reisen, die Obdachlosigkeit und der Platzwechsel sind Teile dieser Reise zu sich selbst. Während seiner Abenteuer trifft er an unbestimmten Orten frühere Schulkollegen, Studienkollegen, Freunden und Freundinnen aus der heimischen Zeit, die aber nie eindeutig als ukrainische Zeit festgelegt wird. Es entsteht eine Komödie der Irrungen. Er begegnet zum Beispiel seinem Studienfreund, der als Emu in einem zoologischen Garten als Touristenattraktion arbeitet. Aber es ist am Ende nicht klar, ob das nicht eine Verwirrung des Protagonisten ist; ob dieser Orestes wirklich die Touristen belustigt, oder ob es eine Vernebelung des Protagonisten ist, der sich das vorstellt.

Oder ein echter Emu ... Ihr Sprachstil ist übrigens sehr schön im Deutschen, aber man weiß natürlich nicht, was Sie sind oder was Ihr Übersetzer erarbeitet hat.

Mein Übersetzer Harald Fleischmann von der Universität Graz, der drei Jahre Kulturattaché in der Ukraine war, bemühte sich sehr. Ein echtes Problem ist, dass es nur einzelne Menschen gibt, die eine Passion für die Ukraine haben, die aus ihrer Begabung und ihrem Gefühl heraus übersetzen, aber keinen einzigen geschulten ausgebildeten literarischen Übersetzer. Es ist schwierig. Ich versuche zum Beispiel, mit meiner Sprache Leute bloßzustellen, die Menschen mit Tieren vergleichen, wie im Deutschen mit der Bezeichnung «Parasiten» oder «Sozialschmarotzer». Es gibt in einer Geschichte Borkenkäfer, die unter der Baumrinde wohnen, und einen Specht, der ihnen das Leben zur Hölle macht. Ich versuchte, das Rassistische der Sprache zur Schau zu stellen. Was im Alltag nicht auffällt, wird im Roman durchaus bemerkbar.

Wie geht es den realen Obdachlosen jetzt?

Initiativen enden immer mehr oder weniger damit, dass sie Essen bekommen, aber sie werden nicht sozial in die Gesellschaft einbezogen, sozial beteiligt. Dafür fehlt es noch am Verständnis für den anderen Menschen. Die Obdachlosen werden von den meisten als ein überflüssiges zusätzliches Problem verdrängt, mit

dem sie nicht konfrontiert werden wollen, nicht weil die Leute so böse sind, sondern weil sie im Alltag so viele Probleme haben. Sie denken, dass dieses Problem allein mit Ernährung gelöst wäre, mit einer kleinen Abhilfe. In der Ukraine kümmern sich etliche Hilfsvereine, die Kirche, insbesondere im Westen die griechisch-katholische Kirche. Die ukrainischen Malteser sammeln in den Kaffeehäusern mit aufgestellten Spendenbüchsen. Am allermeisten kümmern sich die Obdachlosen selbst um sich – mitunter buchstäblich so, wie es in meinem Roman steht. Mit der Wende fand bei uns der wilde Kapitalismus Einzug, die Frage der sozialen Sicherheit zieht mich an. Es herrscht ein zwielichtiger Frieden, weil so viele Menschen an den Umständen gescheitert und umgekommen sind. Die Todeszahl wäre mit einem kleinen Krieg

vergleichbar. Über Südrussland wollen Flüchtlinge in die EU gelangen, die Westgrenze der Ukraine bzw. die Ostgrenze der EU ist aber zu dicht, und die Ukraine ist mit den gestrandeten Menschen überfordert. Die werden meist Verkäufer am Markt und geben die Versuche auf, in den Westen zu kommen. Vorher gab es Sicherheit, aber innere Armut, jetzt gibt es mehr Buntheit. Auf diese Buntheit würde ich nicht verzichten wollen, selbst wenn ich auf der Straße lande.

Mit Tymofiy Havryliv sprach Kerstin Kellermann

I N F O
«Wo ist dein Haus, Odysseus?» von Tymofiy Havryliv erscheint im März im Ammann Verlag in der Reihe «Meridiane».

Demonstration gegen Gas- und Strompreise

Teure Energie von den Ländern

Der Erdgaspreis sei an den Rohölpreis gekoppelt, daher müsse man die Erdgastarife erhöhen, argumentierten die Energieversorger anlässlich der exorbitanten Tarifierhöhung für Erdgas im letzten November (bei Wien Energie um 21 Prozent).

Der Zusammenhang von Rohöl- und Erdgaspreis ist nicht von der Hand zu weisen: Ist das Öl sauteuer, dann steigt die Nachfrage nach Erdgas, und sein Preis geht circa ein halbes Jahr später nach oben. Doch mit Beginn der Wirtschaftskrise setzte der Rohölpreis zu einem Sturzflug an, dieser wird aber von den Energieversorgern mit Mitte Februar nur zu einem kleinen Teil weitergegeben (Wien Energie senkt den Gastarif um 10,5 Prozent). Nach Einschätzung der E-Control, einer Kontrollbehörde des Bundes, vom 11. Dezember 2008 dürfte der Erdgasimportpreis im ersten Quartal 2009 rasant weit unter das Durchschnittsniveau von 2008 fallen. Trotzdem wird das Gas ab Mitte Februar noch um einiges teurer sein, als es vor der Tarifierhöhung

Mitte November 2008 war. Anders ausgedrückt: Der Rohölpreis sank inzwischen auf das Niveau des Jahres 2004, doch das Gas war im Jahr 2004 ungefähr ein Drittel billiger.

Gut, die Energieversorger können ihre Tarife nicht völlig unabhängig vom Weltmarkt gestalten, doch eine privatkundenfreundlichere Preispolitik wäre ein Leichtes, wäre ein politischer Wille vorhanden. Es stehen nämlich die Länder und nicht irgendwelche privaten Oligarchen-Heuschrecken hinter den österreichischen Energieversorgern! Jetzt bleibt wohl keine Alternative mehr, als auf der Straße mit Energiepreispolitik zu beginnen. So ruft die Plattform «Eure Krise zahlen wir nicht!» zu einer Demonstration gegen die überzogenen Gas- und Stromtarife auf.

reisch

I N F O
Samstag, 17. Jänner um 13 Uhr
Treffpunkt: Yppenplatz, 1160 Wien
Nähere Infos: www.chefduzen.at

Alle unter einem Schirm: Über das Roma-Projekt AMBRELA in Skopje

30 Euro Sozialhilfe für die ganze

Im Roma-Ghetto von Skopje, der mazedonischen Hauptstadt, baut eine ehemalige Fußballerin ein Jugend- und Nachhilfzentrum für benachteiligte Kinder auf. Die Stadt Wien hilft.

Fünf Jahre lang hat Ljatif Šikovska als Profifußballerin für Viktoria Neuenhaßlau (Hessen) Tore geschossen und die Mädchenmannschaft trainiert. Als Romni hat sie in ihrer Heimat Mazedonien nie eine Anstellung im öffentlichen Schulwesen bekommen, obwohl sie diplomierte Sportlehrerin ist.

Nach ihrer Rückkehr in die Heimat engagierte sie sich zuerst bei Open Fun Football Schools. Diese Organisation, von einem ehemaligen Verantwortlichen des UNO-Flüchtlingskommissariats unter dem Eindruck des Bosnien-Konflikts gegründet, hat zum Ziel, Mitglieder unterschiedlicher Kulturen und verfeindeter Gruppen durch Sport und Spiele wieder zusammenzubringen. Obwohl Mazedoniens Verfassung als einzige in Europa die Roma als nationale Minderheit anerkennt, gibt es offene und versteckte Diskriminierung, und viele Rechte stehen nur auf dem Papier. Roma-Kinder werden im Unterricht von den Lehrern oft übergangen oder von Schulpsychologen automatisch in die Sonderschule geschickt. Die Eltern, oft selbst nur wenig gebildet, können ihren Kindern nur schlecht bei den Hausaufgaben helfen, können oft die Schulausstattung nicht kaufen, können den Kindern keinen Platz bieten, wo sie ungestört lernen können. Die Kinder brechen ihre Schulausbildung oft vorzeitig ab, finden selbst wieder keine Anstellung, und der Kreislauf von Arbeitslosigkeit, Armut und schlechter Ausbildung geht weiter. Um diesen Kreislauf zu durchbrechen, hat Ljatif Šikovska das Roma-Bildungs- und Integrationszentrum AMBRELA in Šuto Orizari gegründet.

In Šuto Orizari leben die Leute davon, dass einer dem anderen die



Im Business zu sein, heißt für viele: im Abfall-Recycling-Geschäft zu sein

Haare schneidet. In keiner Großstadt wird man so viele Friseurläden pro Kopf finden wie in diesem nördlichsten Stadtbezirk von Skopje, der hauptsächlich von Roma bewohnt wird. Ein solches Unternehmen braucht keine großen Investitionen: ein Spiegel, Scheren, Lockenwickler, Haarglätter – und man kann es im Wohnzimmer betreiben. Freilich bringt es auch nicht viel ein: Ein Herrenhaarschnitt kostet 200 Denar, das sind 3,30 Euro. Mit der Maschine die Hälfte.

Die Schattenökonomie von Šuto Orizari

Solcherart ist die ganze Ökonomie von Šuto Orizari, auch Šutka genannt. Frau Šaban lebt von ihrer Tiefkühltruhe, die sie im Wohnzimmer stehen hat. Auf den ersten Blick scheint die Truhe leer zu sein, aber auf ihrem Grund ruhen zwei Schachteln Eis am Stiel. Sie kauft das Eis um 8 Denar pro Stück und verkauft es um 10 Denar. Wenn sie an Kinder, die auf dem Schulweg an ihrem Haus vorbeilaufen, fünf Eis verkauft, hat sie das Geld für einen Wecken von dem wattigen Weißbrot verdient, das hier jede Mahlzeit begleitet – oder die ganze Mahlzeit darstellt. Für ein

Sozialhilfe gibt es, ja. 20 oder 30 Euro im Monat, von denen eine ganze Familie leben soll. Aber die gibt es auch nur für die, die ihre Papiere beisammen haben. Doch nach dem Zerfall von Jugoslawien sind viele übrig geblieben, von denen keiner weiß, wohin sie gehören. Sie leben hier in Mazedonien, aber sie gelten nicht als Staatsbürger, haben keinen Pass, keine Krankenversicherung, keinen Anspruch auf Rente oder eben auf Sozialhilfe.

Dazu kommen die Flüchtlinge aus dem Kosovo, die noch immer nicht zurückkönnen.

Viele leben vom Recycling. Sie durchwühlen die Abfallcontainer von Skopje nach brauchbarem Material: Plastikflaschen, Glasflaschen, Altmetall, Karton. Aber selbst für dieses Business sind Investitionen notwendig: Man braucht ein Transportmittel. Ein Pferdewägelchen gute Dienste. Für Transporte über kurze Strecken ist der Pferdewagen ökonomischer als ein motorisiertes Fahrzeug. Oft sieht man Familien – Vater, Mutter und zwei, drei Kinder – mit dem Pferdewagen von Mülltonne zu Mülltonne reisen. Zu Hause wird die Ausbeute hinter dem Haus oder auch im Haus gelagert und sortiert. Und in manchen Fällen hat das Haus ein Dach aus Karton und Plastikplanen und vier Wände aus ohne Mörtel aufeinandergeschichteten Ziegeln. Das sortierte Material bringt man dann zu dem Platz, wo die Aufkäufer mit ihren Lastautos hinkommen. Ein BigBag mit Plastikflaschen fasst ungefähr 2 Kubikmeter. Der bringt dann 3 Euro.

Ein Kübel und ein Lappen und ein Fensterwischer: Auch das ist eine Investition für ein Business. Einige hundert Kinder warten in Skopje an den Kreuzungen und waschen den haltenden Fahrern gefragt oder ungefragt die Windschutzscheibe in der Hoffnung, mit fünf oder zehn Denar entlohnt zu werden.

Als letzter Ausweg bleibt das Betteln. Oder die Prostitution. Oder das Stehlen. Es wäre lächerlich, so zu tun, als ob es unter den Bewohnern von Šuto Orizari keine Drogenhändler,

Familie

Zuhälter, Huren und Diebe gäbe. Allein im letzten Jahr hat es hier 10 Drogentote gegeben bei einer Bevölkerung von etwa 30.000. Aber wie das so ist mit Vorurteilen: zwei ungewaschene Kinder auf der Straße, ein geknacktes Auto, und schon sieht man nicht mehr die vielen, die mühselig ihre Pfennige zusammenkratzen, damit die Kinder aufs Gymnasium und vielleicht einmal auf die Universität gehen können.

Der Stadtteil existiert seit 1963, als man nach dem großen Erdbeben alle Roma, die ihre Wohnstätten verloren hatten, hier draußen ansiedelte. Die Blechbaracken, die damals von amerikanischen Hilfsorganisationen gestiftet wurden, werden zum Teil immer noch bewohnt. Wer konnte, hat daran angebaut, darüber gebaut, darum herumgebaut. 1996 wurde Šuto Orizari zur selbstverwalteten Gemeinde mit Romani als Amtssprache und einem Rom als Bürgermeister.

Warum Ljatif Šikovska das Jugendzentrum AMBRELA gründete

Wenn man mit Ljatif durch das Viertel geht, kommt man kaum weiter. Überall wird sie begrüßt, fallen ihr Kinder um den Hals, braucht jemand eine Auskunft, einen Rat oder hat etwas Wichtiges zu berichten. Ljatif ist nicht nur als Erzieherin tätig. Wenn Roma-Frauen gesucht werden, die bei den Parlamentswahlen als Wahlmonitorin in die Wahllokale gehen – Ljatif organisiert das. Wenn die erste nur aus Roma bestehende Expertenkommission Erhebungen über die soziale Lage der Roma durchführt – Ljatif ist dabei. Wenn die Bevölkerung über das neue Schulgesetz aufgeklärt werden soll – Ljatif geht von Haus zu Haus. Wenn jemand, der keine Papiere hat, ins Krankenhaus muss – Ljatif weiß Rat.

Fünf Jahre lang hat Ljatif Šikovska im Jugendzentrum Nadež als Betreuerin gearbeitet. Das Jugendzentrum wurde jahrelang von Caritas Essen und SOS-Kinderdorf Österreich finanziert. Als 1991 der Balkankrieg auch auf Mazedonien übergriff, sind viele Roma aus Šuto Orizari nach

Deutschland geflüchtet. Im Zuge der Rückführungsaktion wurde unter anderem auch dieses Jugendzentrum gegründet, das von einer mazedonischen NGO verwaltet wurde. Obwohl das Jugendzentrum mehrheitlich von Roma-Kindern und sonst noch von albanischen Kindern besucht wurde, gab es unter 12 Angestellten des Jugendzentrums nur eine Romni und zwei Albanerinnen. Alle übrigen waren ethnische Mazedonierinnen. In einem Gespräch mit dem Autor verteidigte der Vertreter der Caritas diese Politik. Die Kinder müssten ja in der Schule Mazedonisch lernen, also sei es gar nicht notwendig, mit ihnen im Jugendzentrum Romani zu sprechen. Und schließlich habe es einfach nicht genügend Roma mit der nötigen Ausbildung gegeben. Ljatif lässt diese Argumente nicht gelten. Seit der Gründung des Jugendzentrums bis zu seiner Schließung mit Jahresende 2007 hätten genügend junge Roma eine Ausbildung als Sozialarbeiter oder Lehrer abgeschlossen, und man hätte nach und nach den Anteil der Roma erhöhen können.

Mit Ende 2007 hat SOS-Kinderdorf seine finanzielle Unterstützung eingestellt, da es die Mittel für seine eigentlichen Aufgaben benötigte. Obwohl Ljatif und drei andere Mitarbeiterinnen (zwei Albanerinnen und eine Mazedonierin) der Leitung der NGO anboten, ohne Bezahlung weiterzuarbeiten, bis eine neue Finanzierung gefunden wäre, wurde das Jugendzentrum geschlossen. So beschloss Ljatif, ihre eigene Organisation zu gründen: AMBRELA – einen Schirm für die Kinder von Šuto Orizari.

Im Mai nahm das neue Jugendzentrum AMBRELA seine Arbeit auf – zunächst in einem 5 mal 7 Meter großen Raum, den ein befreundeter Friseur herschenkte. Das Engagement der Beteiligten machte Eindruck auf Vertreter der Freudenberg-Stiftung, die in Šuto Orizari ein Haus besitzt. Das Haus wurde AMBRELA gratis zur Verfügung gestellt, und nun können hier täglich 50 bis 100 Kinder in verschiedenen Gruppen betreut werden. Um



Im Mai 2008 nahm das Jugendzentrum AMBRELA seinen Betrieb auf

ein bisschen Geld zu verdienen, versucht man auch, an Roma-Kultur interessierte Touristen nach Šuto Orizari zu bringen. Doch dieses Projekt steht erst ganz am Anfang.

Freilich gibt es Entwicklungshilfeeorganisationen, von denen Geld aufzutreiben wäre. Doch das ist nicht so einfach. Da müssen Antragsformulare ausgefüllt werden, die viele Seiten lang sind, detaillierte Projektbeschreibungen müssen abgefasst werden, Budgets erstellt – um dann möglicherweise nur eine Ablehnung zu erhalten. Eine Organisation wie AMBRELA müsste eine eigene Fachkraft nur für das Ausfüllen von Antragsformularen haben.

Doch Ljatif Šikovska ist hartnäckig: «Wir geben nicht auf. Muss man alles tun, um unsere Volk zu eduzieren. Weil nur mit Eduzieren kann man vorankommen zu bessere Leben und Integration!» Sie sagt's in einem Deutsch, das sie unter anderem auf dem Fußballplatz gelernt hat.

Letzte Meldung: Nach langem Warten hat die Stadt Wien ein Projekt bewilligt, bei dem Mädchen, die selbst noch in der Schulausbildung stehen, zu Hilfslehrerinnen ausgebildet werden sollen. Ein kleines monatliches Taschengeld von 20 Euro soll auch einen finanziellen Anreiz bieten. Das ist wichtig, denn viel zu oft müssen Mädchen vorzeitig ihre Schulausbildung beenden, um zum Haushalts-einkommen beizutragen.

Martin Auer

Den ungekürzten Artikel gibt es auf: <http://blog.martinauer.net/?p=128>

I N F O
www.ambrela.org
Spenden mit Kreditkarte auf der Website möglich
Spendenkonto:
Stopanska Banka Skopje
REC AMBRELA SKOPJE
SWIFT: STOBMK2X
IBAN: MK07200001769548876

WIENER VERGEHEN (2)

Liebesperlen und Salzlakritz



Sieht man vom regen Markttriben samstagsvormittags ab, muen die Straßen des Karmeliterviertels – in den letzten Jahren vielerseits als Bobo-Heimat abgehandelt – noch immer recht menschenleer an. Flaniert man die Leopoldgasse entlang, kann man kaum am kleinen Geschäft mit der grünen Aufschrift «BONBON» vorübergehen. Die Fassade mit den zauberhaften Auslagen aus anno dazumal

zieht magisch an, und schon betritt man die Lokalität. Das alte Mobiliar ist vollgespickt mit buntem Zuckerkrimskrans, Spielzeug und Dekorationsblumen. Nicht in hundert Jahren könnte man die enorme Anzahl an Kalorien zählen, die hier versammelt ist: Schokoladen, Brausepulver, Hustenzuckerl, Wundereier, Kekse, Trüffel, Gummischlangen, Schnitten, Lakritze, Schlecker, Pralinen, Tortendekoration aller Art. Ein Schlaraffenland für jedes Kind, eine Augenweide für jeden, der auch nur einen Funken Lebensfreude in sich trägt.

Seit 13 Jahren an sieben Tagen die Woche ist Susanne Sabo rastlos im Geschäft und bietet neben dem vielen Naschwerk auch selbst gefertigte Kuchen, am Sonntag frische Semmeln feil. Im Sommer zaubert sie gar Eis aus einer versteckten Lade unter

der Budel hervor. «Selber bin ich ja gar keine Süße», bekennt Frau Susanne, umso mehr liebt sie ihren Beruf und kann sich nicht vorstellen aufzuhören. Wie schon vor 30 oder 50 Jahren werden hier kleinste Geschäfte abgewickelt. Schon um rechtschaffene fünf Cent geht Ware besonders an jüngste Kundschaft über den Ladentisch, wobei Frau Sabo schon mal ein Auge zudrückt. «Wenn dich ein Kinderl dann groß anschaut, dir eine Ein-Cent-Münze entgegenstreckt und fragt, was man dafür kriegen kann, geb ich dem halt ein Stollwerk oder bunten Puffreis.» Die meiste Ware wird dem Geschäft zugestellt. Einer der Lieferanten sei immer besonders bemüht, setze sich hin, prüfe akribisch jede Schachtel und führe liebevolle Listen über den Bestand an Colaflascherln und

Flaniert man die Leopoldgasse entlang ...

rosa Gelatinekrokodilen. Besonders wichtig ist Sabo das Angebot von Wiener Konfiserien; doch werden Traditionsunternehmen mit einheimischer Produktion immer rarer, haben es in Mitteleuropa bekanntlich nicht gerade leicht und existieren oft nur mit dem eisernem Willen von EinzelkämpferInnen.

Die BONBON-GeschäftsinhaberInn jedenfalls schupft den Laden ganz alleine und will so lange weitermachen, wie das Geschäft in seinem

Fortsetzung auf Seite 18

Vergehen / vergehen = Delikt, Fehler, Unrecht, Verbrechen, Ausflucht, Schuld, Verantwortungslosigkeit, Fauxpas, Frevel, Versäumnis, ablaufen, aussterben, missbrauchen, untergehen, verschwinden, verlöschen, zerfallen etc.



Seit dreizehn Jahren ist Susanne Sabo (Bild oben rechts) rastlos im Geschäft. Die Behörde drängt auf eine Standarderhöhung – was einer Vernichtungsaktion gleich käme



Fortsetzung von Seite 16

althergebrachten Stil bestehen darf. Sie ist stolz auf die malerische Inneneinrichtung, die seit sage und schreibe 80 (!) Jahren nicht verändert wurde. «Wär es ein neues Geschäft, würd ich das alles nicht machen. Müsste ich was verändern, würd ich sofort aufhören.» Vom Marktamt allerdings kam mehr als nur einmal die Forderung, das Geschäft und seine als schmutzig angesehenen alten Holzmöbel nach «zeitgemäßen», «hygienischen» Standards umzugestalten. Frau Sabo weigerte sich bis dato heldenhaft und hofft auf Einsicht seitens der Behörden, dass ein Ort wie dieser, der Ureinwohner und jede Menge Touristen anlockt, auch weiterhin in all seiner Pracht und Würde bestehen bleiben kann. «Es kommen oft Leute und fotografieren: Chinesen, Japaner, Franzosen, Amerikaner – aus der ganzen Welt kommen sie und sind begeistert.»

In Wien herrscht bekanntlich das Pomali-Prinzip. Geschäfte wie dieses verschwinden deshalb vielleicht 20 Jahre später als in anderen europäischen Städten. Diese Langsamkeit wird freilich von den Entscheidungsträgern der Stadt nicht als Wert empfunden. Von ihnen sind keine Initiativen bekannt, Rudimente des «überholten» Wien, überlebende Fragmente einer lokalen Kulturgeschichte wie das Zuckerlgeschäft im Karmeliterviertel nicht durch Innovationszwang, Überreglementierung und Yuppiesierungsprozesse zu gefährden, sondern gezielt zu fördern.

Oh Wien, unser tägliches Zuckerl gib uns heute, führe uns in Versuchung und erlöse uns von den Bösen!

Konfiserie und Eissalon Susanne Sabo

Wien 2, Leopoldgasse 14. Tel.: 214 57 04, täglich bis 19 Uhr (Öffnungszeiten variieren)

Text und Fotos: Doris Kittler



«Heut' samma per Du»

Kurt Bracke wird dem *Hotel Intercont* fehlen – der *Bell Boy Captain* geht in Kürze in Pension. Von Uwe Mauch (Text) und Mario Lang (Foto)

Hello! Welcome to the Intercontinental! Der Chef persönlich begrüßt den soeben eintreffenden Gentleman im feinen Zwirn. So, als würde er schon seit Tagen auf dessen Ankunft warten. Es ist übrigens genau diese professionelle Höflichkeit, die ihn selbst davon abhält, in einem Hotel abzustiegen. Hinter vorgehaltener Hand sagt der Chef: «Nein, danke. Ich weiß ja, wie es ist.»

Au Backe, Kurt Bracke! Der 65-jährige Chef-Kofferträger vulgo Bell Boy Captain ist ein Wiener Original vom alten Schlag. Wenn er sein Vorleben und die 36 Jahre am Eingang des vornehmen Wiener Stadthotels Revue passieren lässt, wenn er darüber spricht, worüber er sonst nicht sprechen darf, klingen mehr Zwischentöne durch als beim einstudierten «If you need any help, contact me. I am here for you». Oder beim Vergattern seiner Bell Boys: «Wichtig ist das Lächeln, weil dem Gast ist es wurscht, ob ihr private Probleme habt.»

Die Gäste mögen den Captain. Stecken ihm seltener als früher, aber noch immer einen Schein zu. Erklären unseren Kurtl zu ihrem «Kört». Sollen sie! Draußen, in der Stadt ist er sowieso der «Tschikago». Angeblich, weil er einmal mit einem schwarzen Hut ein Kaffeehaus betreten hat.

Geboren wurde der Tschikago im Krieg, am 19. Jänner 1944 – in Laa an der Thaya. Den Vater erwähnt er nicht, die Mutter selten, dafür seinen Großvater. Ihm verdankt er eine unbeschwernte Kindheit.

«G'schichterln könnt ich Ihnen erzählen, ohne Ende. A Superwuchtl war der Lionel Ritchie. Der kommt da bei der Tür rein,

unser Management ist vollzählig angetreten, und ich singe: Say you! Und der singt: Say me! Dann kommt er auf mich zu, gibt mir die Hand, unterhält sich die ganze Zeit mit mir, und ich muss ihn freundlich darauf hinweisen, dass ich nicht der Hoteldirektor bin.»

Beim Bäcker in Wildendürnbach hat er sich früh die Bandscheiben ruiniert. Jeden Tag den schweren Korb mit dem Brot und den Semmeln auf den Rücken schnallen und mit dem Fahrrad ausliefern – die Schmerzen sind ihm als Erinnerung geblieben. «Und doch habe ich dort als Bäcker ausgelernt.»

Auf ihn kann man sich halt verlassen. Selbst sagt er: «Diskretion ist in meiner Hack'n wichtig. Auch bei solchen Stammgästen, die was jetzt mit einer gnädigen Frau anreisen, die was jetzt nicht die gnädige Frau ist, und das nächste Mal dann wieder mit der echten gnädigen Frau.»

Nach dem Bundesheer blieb Kurt Bracke in Wien. Wo immer er auch gearbeitet hat, die Leute mochten ihn. Weil er ein Anständiger ist. Ein Gerader. Anders als der feine Herr, der sich gerade anschickt, mit seiner aktuell Gnädigen 10.000 Flocken zu verjubeln, hatte der Tschikago wenig ökonomischen Spielraum.

Anfangs musste er die «Hack'n» nehmen, wie sie kamen. Auch jene im Café Alcron.

Dort machte er Bekanntschaft mit Männern mit klingenden Namen. Der Stanker-Ossi, die Schmutzer-Buam, der G'schwinde, Joe Setti, Salzburger-Toni, Hamburger-Peter – das waren keine ganz schlechten Menschen, aber auch keine ganz guten. Wurde das Alcron von der Polizei amtlich betreten bzw. gestürmt, tat der Ober wie ihm befohlen: im Hinterzimmer, wo die illegale Stoßpartie lief, sofort alle Geldscheine in seinen Taschen verschwinden lassen!

«Wie ich hier im Hotel angefangen habe, haben wir die Koffer mit weißen Handschuhen auf die Zimmer getragen und sofort ausgepackt. Diese Gäste gibt es heute nicht mehr. Heute ziehen sie sich ihre rollenden Bomben selbst. Leider, denn da gibt es weniger Maut. Es ist aber auch familiärer geworden. Früher hast d' Habtacht stehen müssen. Da hat dich der Dscheneräl Mänädscher nicht einmal angeschaut. Heut' samma per Du.»

Im März 1964 wurde «das Intercont» eröffnet. Eine Sehenswürdigkeit ist dem Architekten Carl Appelp mit seinem Betonkasten nicht

N° 195



LOKAL-MATADOR

gelingen. Immerhin steht er inzwischen unter Denkmalschutz. Auch darf sich das Fünf-Stern-Hochhaus beim Stadtpark auf seine Fahnen heften, dass es im Laufe der Jahre zu einer Wiener Institution mit internationalem Flair wurde. 320 Menschen aus 27 Nationen finden hier Arbeit.

Der Tschikago konnte lange vor der Hoteleroffnung dem Alcron den Rücken kehren. Drei Jahre fuhr er in Buffet- und Speisewagen von Wagon Lits. Zur Freude aller Wiener Freundinnen, die etwas auf sich hielten. Trugen sie doch sodann hohe Lackstiefel, exquisite italienische Fabrikate, die ihr Verbindungsmann in Venedig «besorgte». In seiner Erinnerung klingt das so: «Im Café Heine war ich Wödmasta.»

Szenen-Wechsel: Eine Frau, die schnell erkannt hatte, dass er auch nüchtern ein sympathischer, gutgelaunter Mensch sein kann, sowie die neue Aufgabe im Intercont haben ihn vorm Alkohol gerettet. Alles Irdische hat jedoch ein Ende: «Meine geliebte Frau ist vor ein paar Jahren einem bösartigen Krebs erlegen.» Und auch der Kört, der trocken und sympathisch geblieben ist, muss im Juli abdanken, zumindest im Hotel.

Zum Glück trägt sein Sohn weiterhin die intercontinentalen Koffer. «Der Burli ist genauso ein Beidl wie ich», sagt der Vater stolz. «Er hat sein Herz am richtigen Fleck.»

Good bye, Kört! – Servas, Tschikago!

«Lokalmatadore» nennt sich der Sammelband zur gleichnamigen Porträt-Serie – erhältlich bei Ihrem Augustin-Verkäufer sowie im Buchhandel.



Kurt Bracke alias «Kört» alias «Tschikago»

Fußball in der Diözesansportgemeinschaft

Die Liga der Teilzeitamateure

Ausbildung statt Austria, Familie statt FavAC. Ob aus Zeit- oder Talentmangel, viele Kicker machen Karriere abseits des Rasens. In der Diözesansportgemeinschaft spielen Aussteiger, Umsteiger und Quereinsteiger des klassischen Vereinsfußballs Meisterschaft. Seit über 40 Jahren. Der Augustin sprach mit DSG-Obmann Manfred Steiner über die ebenso oft belächelte wie unterschätzte Liga.

Wie für Ernst Ogris: Der Ex-Austri- aner schlüpfte im Spätherbst seiner Laufbahn noch ins Trikot von Inter Leopoldau. Ob talentiert oder nicht, viele Kicker wollen einfach ihren Adrenalinspiegel bei Ligaspielen in die Höhe treiben.

Puppenecke statt Eckball

Das war auch bei Manfred Steiner so. Der 55-jährige Doktor der Geschichte und Lehrer war maßgeblich am Aufbau der Hobbyliga beteiligt. Lange bevor er Obmann der DSG Wien (1996) und Vizepräsident des Wiener Fußballverbandes (2007) wurde, lernte Steiner das Ballestern im Nachwuchs von FC Wien und FavAC. Ende der 60er wechselte er zum FC Mutter Gottes in die Liga der Union Katholische Jugend, der späteren DSG. Während es Bruder Erwin beim FavAC bis in die damalige 2. Division schaffte, war Manfred damit beschäftigt, Ausbildung, Beruf und Familie unter einen Hut zu bringen. In den 70er Jahren engagierte er sich als «Fachwart» und verfolgte die Idee, einen Ligabetrieb mit überschaubarer Belastung zu etablieren. Auch aus



Obmann Steiner: Die DSG-Liga füllt eine Marktlücke zwischen Leistungs- und Breitensport

eigener Erfahrung: Als Vater dreier Töchter trat er nach Dienstschluss öfter in der Puppenecke als zum Eckball an. «Für viele Spieler sind 30, 40 Spiele im Jahr zu viel. Dazu noch drei Trainingseinheiten pro Woche, das können viele mit Familie oder Beruf nicht vereinbaren. Diese Marktlücke haben wir früh erkannt», blickt Steiner stolz zurück.

Das Konzept ging auf, und jedes Jahr kamen neue Teams hinzu: Wurde 1965/66 die erste Meisterschaft

mit sechs Teams ausgetragen, so ermitteln heute 113 Mannschaften in elf Ligen Meister, Auf- und Absteiger. Wie Inter Mailand und Real Madrid, nur nicht so oft: Bei rund 20 Pflichtspielen im Jahr, einem Training pro Woche und Spielterminen in den Abendstunden der Wochentage bleiben Vätern und Berufstätigen mehr freie Wochenenden als im herkömmlichen Vereinsfußball. Das freut nicht nur die Diözese, sondern vor allem auch Partnerinnen



Am Sportzentrum Marswiese bietet die DSG auch Tennis, Leichtathletik und Basketball an

und Kinder. Inzwischen erstreckt sich der Spielbetrieb über vier Spielklassen: Der «Liga» nachgeordnet sind je drei Unterligen und drei erste Klassen sowie vier zweite Klassen. Dazu kommen eine «Reserve»-Liga, eine für den Nachwuchs und seit der Saison 1994/95 auch eine Frauenliga. Das macht knapp 4.000 Fußballer und Fußballerinnen, die in der DSG ihrer Leidenschaft nachgehen. Begünstigt wurde der Boom durch die Errichtung von Flutlichtanlagen in den 70er Jahren und Kunstrasenplätzen in den 80er Jahren: Die möglichen Trainings- und Matchtermine vervielfachten sich, und die damit verbundenen Mietzahlungen der DSG-Vereine waren auch bei den platzführenden Klubs willkommen.

Vereine als Spiegel der Gesellschaft

Die ersten Mannschaften formierten sich im Umfeld von Pfarren wie etwa St. Rochus, dem einzigen Verein, der seit der Ligagründung durchgehend im Wettbewerb steht. Vereinsnamen wie Alt-Ottakring und Paulaner Wieden deuten bis heute auf das Naheverhältnis zu den jeweiligen Pfarren hin. Da weder Religionsbekenntnis noch Nationalität für die Teilnahme ausschlaggebend waren, nannten auch in Wien ansässige Migranten ihre Mannschaften bei

der DSG: HSKD Croatia, Newroz und Union Latina verhehlen ihren Ursprung ebenso wenig wie die Ober St. Veiter Bierstube, die Vereinigung ehemaliger Theresianisten und Unisturm.

Längst fanden auch Wirtshaustruppen und Studententeams Gefallen an der «Teilzeitliga». «Die DSG war immer offen für alle», betont Obmann Steiner. Für den Historiker waren «die Mannschaften stets auch ein Spiegelbild der gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung». So auch Ende der 60er Jahre, erinnert sich Steiner, als eine Mannschaft von Exil-Tschechen in die Liga eintrat, die ein gewisser Pater Müller im Anschluss an den Prager Frühling um sich versammelt hatte.

Professioneller Breitensport

Um die professionelle Organisation des Spielbetriebs kümmert sich Hans Gärtner. Seit 1967 unterstützt der DSG-Geschäftsführer die Vereine bei der Bürokratie. Er und seine MitarbeiterInnen achten auf die ordnungsgemäße Ausstellung der ÖFB-Spielerpässe und die Terminkoordination der «Wettspielvereinbarungen», vermitteln Trainingsplätze und Testspiele. «Viele Mannschaften haben jahrelang im Beserlpark gespielt, bevor sie bei uns erstmals in die Meisterschaft einsteigen», begründet Gärtner das umfassende Service. Dazu gehören

auch unangenehme Angelegenheiten wie die Abrechnung von Gebühren und Pönalen. Denn auch in der DSG gibt es Sanktionen für Verstöße gegen das Regulator. Und das seit 1979 bestehende DSG-Schiedsrichterkollegium sorgt nicht nur für eine lückenlose Besetzung der Meisterschafts- und Cupspiele, sondern auch für eine stattliche Anzahl Roter Karten, die bei rund 60 Matches pro Woche gegen «übermotivierte» Spieler geückt werden. Über die Sperren der «Sünder» entscheidet ein DSG-eigener Strafsenat.

Mit der Eingliederung der Diözesansportgemeinschaft in den Spielbetrieb des WFV wurde 1998 der wertvolle Beitrag zum Breitensport gewürdigt. Die DSG-Ligen werden seither als «Gebietsklassen» unterhalb der «Hauptklassen», also nach der 3. Klasse geführt, doch die Top-teams der DSG können auch höherklassig mitspielen, wie Ergebnisse aus dem Toto-Cup zeigen. Das die DSG mehr ist als eine Ansammlung von Juxspielen, zeigten jene DSG-Vereine, die in die WFV-Hauptklasse wechselten: Sie drangen bis in die 2. Klasse vor und stellen dort mit Royal Persia den aktuellen Tabellenführer.

Christoph Witoszynskyj

I N F O
www.dsg-wien.at
www.marswiese.at

COACHING ZONE



Vom Halten der Unhaltbaren

Erstes Spiel im Soccer Dome – erster Sieg. Gegen Torpedo Trillerpark (Freunde von Sozialarbeiter Andreas Hennefeld) stand es nach zwei Stunden intensiver, gepflegter Auseinandersetzung 17:15. Für die Fußballer vom Augustin.

Schön, dass die Unsrigen einen raschen 0:4-Rückstand wegstecken konnten und dann über weite Strecken variantenreichen Hallenfußball boten. So darf es gerne im neuen Jahr weitergehen.

Schön, dass wir mit den Torpedos aus dem Trillerpark unmittelbar nach der Partie ein Retourspiel vereinbaren konnten. Gegen den Augustin Fußball spielen – das geht fast immer fair ab.

Weniger schön, dass in unseren Reihen wieder einmal nur drei aktive Augustinverkäufer auflaufen konnten/wollten. Erkältungen, Blessuren, Motivationsprobleme machten es notwendig, dass erneut alle Betreuer einspringen mussten.

So gab Co-Trainer Christoph Witoszynskyj sein Debüt im Tor. Doch es wäre wohl nicht der Augustin, hätte sein unverhoffter Einsatz als Keeper nicht auch etwas Außergewöhnliches an sich gehabt: Der Christoph hielt sogar die Unhaltbaren. Nach den 120 Minuten im Fußballdom war er Man of the Evening.

Ebenso eine Exzellenz in der Verteidigung: unser Sozialarbeiter – effektiv im Tackling, verlässlich im Kopfballspiel, deutlich verbessert beim Spielaufbau.

Mal sehen, was der Jänner bringen wird. Fixiert sind zwei Partien zur Vorbereitung auf das Homeless-Turnier der Stadt Wien, erst gegen die Trillerparkler, dann gegen die Redakteure der Tageszeitung «Kurier». Auch die brennen auf eine Revanche.

Und dann geht's auch schon zum Stadthallenturnier für die weniger Betuchten. Freunde des grundehrlichen Fußballs, bitte vormerken: Samstag, 31. Jänner, ab 8.45 Uhr, Wien XX, Sporthalle Hopsagasse. Der Augustin hat dort einen Ruf zu verteidigen. Nach vier Titelgewinnen in Folge reichte es im Vorjahr immerhin zum 4. Platz.

Die Mannschaft wird leider auf den allseits beliebten und auch fachlich geschätzten «Luki» verzichten müssen, dem wir nach seiner schweren Knieoperation ein möglichst komplikationsfreies Comeback wünschen.

Uwe Mauch

KICK-TIPP

Antirassistisches Fußballturnier: Sportzentrum Hakoah, Samstag, 24. Jänner, 9–13 Uhr: Dass Martin Graf im politischen Abseits steht, können auch Unparteiische mit freiem Auge erkennen. Nur die Parlamentsparteiischen sind offenbar regelunkundig und hieften den Rechtsaußen auch noch ins Nationalratspräsidium, wo er nun mit seinen «Lebensbund»-Brüdern im Schlepptau quasi eine Expositur der Olympia-Bude bildet. Zuvor hatte Graf noch seinem Demokratieverständnis Ausdruck verliehen: Als Präsident von Hellas Kagran verantwortet er die Suspendierung dreier Spielerinnen. Ihr «Vergehen»: Margarita und Lucia Döller sowie Irene Müller hatten Graf öffentlich kritisiert. Aus Solidarität mit ihnen findet nun in der Hakoah-Halle ein Turnier statt. Unter dem Motto «Zeigt Graf die Rote Karte» kicken Männer-, Frauen- und Mixed-Teams gegen Graf und seine Abgrenzungsschwierigkeiten gegenüber rechtsextremen Umtrieben.

S.C. Hakoah, Karl-Haber-Sportzentrum
Wehlstraße 326
1020 Wien
Tel.: (01) 726 46 98
Öffis: U2 Stadion

14. Obdachlosen-Hallenturnier: Sporthalle Hopsagasse, Samstag, 31. Jänner, 9–16 Uhr: Eine gewisse Ironie ist nicht von der Hand zu weisen, wenn Wohnungslose ausgerechnet beim Fußballspielen ein Dach über dem Kopf haben. Bei der 14. Auflage des traditionellen Hallenturniers in der Hopsagasse wird's jedenfalls auch bei Außentemperaturen um den Gefrierpunkt heiß hergehen. Das macht es auch für das Publikum interessant, denn der Titel ist im Wohnungslosenfußball äußerst begehrt. Viermal in Serie hat der Schwarz-Weiß Augustin den Pokal stemmen dürfen. Von 2004 bis 2007 kam weder die Gruft noch das Tageszentrum JOSI oder ein anderes Team an der Augustin-Werkself vorbei. Im Vorjahr jedoch reichte es nach einem Mannschaftsumbruch nur zum vierten Platz. Das Gute daran für den SWA: Heuer gibt's ein paar blaue Flecken weniger, denn diesmal jagen alle den aktuellen Titelverteidiger, die ARGE aus Ottakring.

Sporthalle Hopsagasse
Hopsagasse 3
1200 Wien
Tel.: (01) 330 52 95
Öffis: 11A

Hörndlwald Hallencup: Postsporthalle, Samstag, 31. Jänner, 13–19 Uhr: Echte Fußballexperten werden es natürlich sofort wissen: Lokomotive Hörndlwald ist ein Fußballverein, der zurzeit in der 1. Klasse C der Diözesansportgemeinschaft (siehe Artikel oben) spielt. Freilich sind die Zugführer aus dem Waldstück in Hietzing nicht ganz so gefürchtet wie ihre Moskowiter Namensvettern. Doch ihr alljährliches Hallenturnier erfreut sich mindestens ebenso großer Beliebtheit wie ein Schluck Wodka im Fansektor des Zentralstadions in der Bolschaja Tscherkischowskaja. Noch dazu findet das Turnier für Amateurteams in der legendären Postsporthalle statt. Und die ist immerhin Champions-League-erprobt, wenn auch bislang nur durch die Damen des dort beheimateten Erfolgsteams im Volleyball.

Wiener Postsporthalle
Rosensteingasse/Schumannngasse
1170 Wien
Tel.: (01) 486 23 23
www.lokomotive-hoerndlwald.at
Öffis: 42, 43

cw

Widder
21.3.–20.4.
Nun ist das neue Jahr auch schon wieder alt. Das erkennst du nicht nur an den plötzlich ausbleibenden Neujahrswünschen, sondern auch daran, dass dir deine Neujahrsvorsätze immer absurder erscheinen. Hätte der alte Sigmund Freud noch erleben können welche Schlachten sich das Es und das Über-Ich in dir liefern, er hätte dich berühmt gemacht.

Krebs
22.6.–22.7.
Ganz Europa leidet unter der Kälte, doch dich lässt das kalt. Zentralbeheizt und warm eingepackt lässt sich der Winter eben leicht überstehen und Berichte über Kältefete klingen lediglich wie exotische Märchen an dein Ohr. So kannst du an dir selbst erkennen, wie das Sein nicht nur das Bewusstsein, sondern auch die Vorstellungskraft bestimmt.

Waage
24.9.–23.10.
Du bist ein verständiger Mensch, der gerne auch bereit ist zuzuhören, wenn jemand dir sein Leid klagen will. Immer mehr fühlst du aber, dass es eine unsichtbare Grenze gibt zwischen berechtigtem Ärger und dumpfer Blödsinn. So lösen in dir Menschen mit glatten Haaren, die gerne Locken hätten, nichts weiter als einen Watschenreflex aus. Du bist auf dem richtigen Weg.

Steinbock
22.12.–20.1.
Das Leben hat dich gelehrt nach vorne zu blicken. So beunruhigt dich der Umstand, dass die Weihnachtskekse leer ist, nicht weiter. Vor dir liegt ein Lebensabschnitt voller Krapfen und danach die reinigende Fastenzeit. Bewahre dir diese Zuversicht!

Stier
21.4.–20.5.
Gut, du als Mensch bist ein bio-psycho-soziales Geschöpf. Diese Komponenten deines Seins stehen in ständiger Wechselwirkung zueinander. Dennoch bist du immer ein Ganzes und kannst nur als solches existieren. Daher sehnst du dich danach, Empfindungen – auch wenn du sie komplex erlebt – mit einem einzigen Begriff fassen zu können. «Oasch» und «Leiwand» sind da nach wie vor passend.

Löwe
23.7.–23.8.
Die Ungleichverteilung des Schnees erscheint dir als Metapher für die Ungleichverteilung von Lebenschancen in der Welt. Es gibt Regionen mit reichlichem Niederschlag, sprich hohen Lebenschancen, und Weltregionen, die niemals einer Schneeflocke ansichtig werden. Meinst du wirklich mit dieser banalen Einsicht der Menschheit das vergolten zu haben, was sie in dich investiert hat?

Skorpion
24.10.–22.11.
Du warst immer schon der Meinung, dass Religion Opium für das Volk sei. Nun drängt es dich aber nach einer Weiterentwicklung dieser These. Ist der Islam das Kokain und der Buddhismus das Marihuana des Volkes? Das Christentum ein Kopfschmerzmittel, das nach längerer Einnahme Magenschmerzen bereitet? Dies alles wird dich noch länger beschäftigen.

Wassermann
21.1.–19.2.
Alle reden von der Wirtschaftskrise und du merkst nichts davon. Das kommt aber nur davon, weil du von der Kulturindustrie daran gewöhnt wurdest, dass sich alles schnell und dramatisch entwickelt. Gib der Wirtschaftskrise Zeit, dann kommt sie auch zu dir.

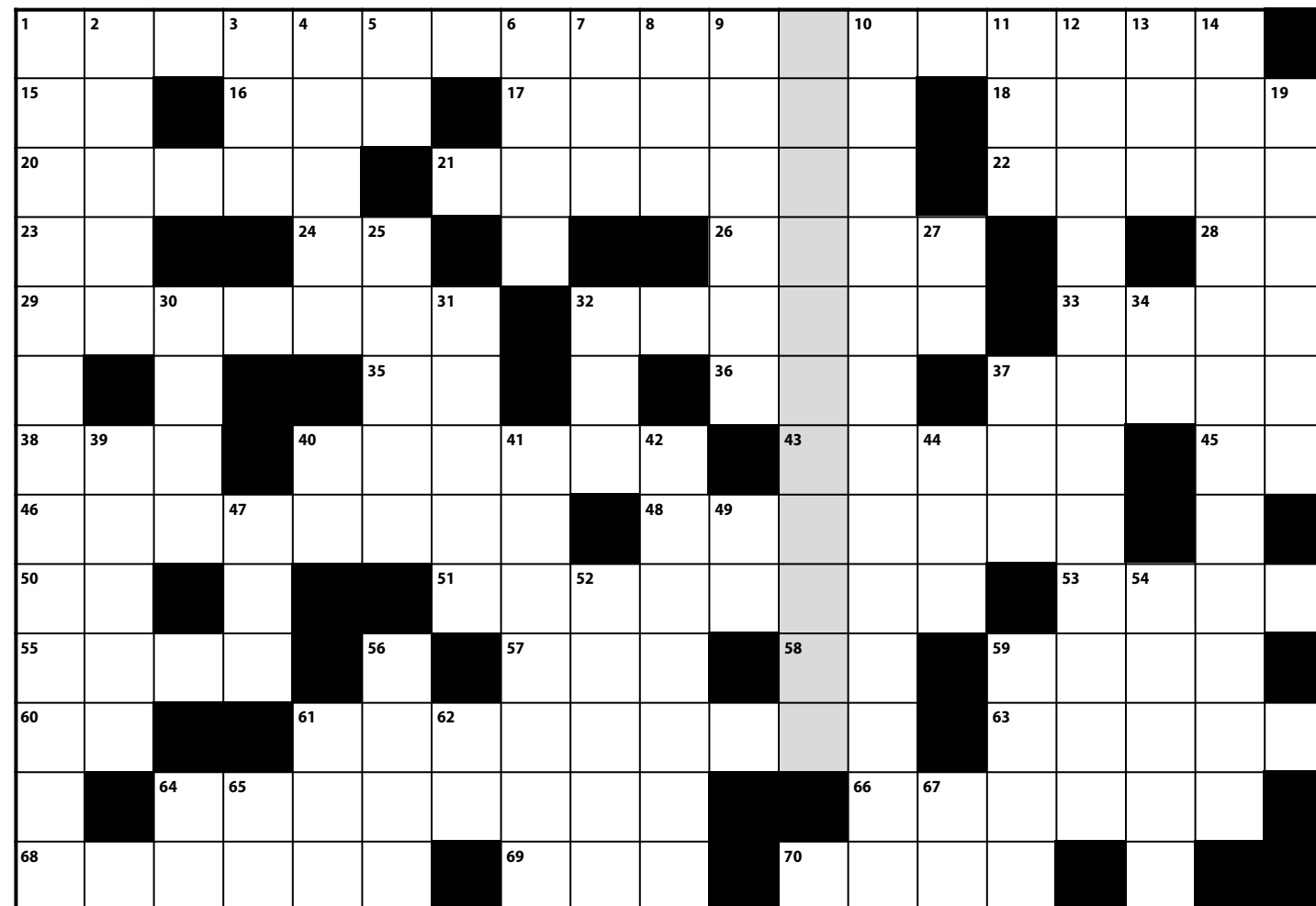
Zwilling
21.5.–21.6.
Mit der «Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte» hat die UNO am 10. Dez. 1948 versucht, den Menschen jene Würde wieder zu geben, die sie als Abbild Gottes verloren hatten, weil kaum noch jemand an diesen Gott glauben wollte. Du musst leider eingestehen, dass die Menschheit ohne Metaphysik nicht auskommt.

Jungfrau
24.8.–23.9.
Die Buberl-Partie im Büro des 3. Nationalratspräsidenten Michael Graf bestellt offenbar fleißig Nazi-Devotionalien, ohne dass dies Konsequenzen für Graf hätte. Zeit für dich, wieder einmal die alten Auswanderungspläne hervor zu kramen.

Schütze
23.11.–21.12.
Die Russen verstehen eben ihr Geschäft. Jetzt haben sie wieder einmal die alte Angst, der «Russ» könnte uns das Gas abdrehen, ein wenig aufgewärmt. Auch du solltest dich wieder mehr auf deine Stärken besinnen.

Fische
20.2.–20.3.
In den USA fordert die Pornoindustrie nun ebenso wie die Autoindustrie und der Finanzsektor staatliche Hilfe ein. 5 Milliarden Dollar hält sie für angemessen, um die frustrierte US-Gesellschaft aus der Krise zu führen. Moralisch hat sie natürlich ein Recht darauf, denn es ist wohl kaum verwerflicher, mit sexueller Befriedigung Geld zu verdienen, als mit Umweltverschmutzung und der künstlichen Verteuerung von Grundnahrungsmitteln. Dich schaudert es dennoch bei diesem Gedanken. Aber nicht, weil du ein Moralist bist, sondern stockkonservativ.

Trotz Wortbeginn nicht klein



WAAGRECHT: 1. kontinuierliche Treffen ballbegeisterter Männer, manchmal auch Frauen 15. ehrenhalber, abg. 16. schmirt den salad 17. ein Dornenbaum, sozusagen 18. handelnd und tatkräftig 20. eher öde 21. männerfeindliche Frau besitzt nur eine Brust (oder ist diese verdeckt?) 22. bewusstes Lächerlichmachen und dann auch noch schadenfroh sein 23. Tuschl Erwins Initialen 24. Teneriffa am Auto 26. so und rutsch, wir fahren mit der Kutsch! 28. mir reicht! kurz 29. solche Prüfungen sind überholt, weil ankreuzen lediglich praxisfermes Wissen abruf 32. in der Kneipe kriegst und zahlst du dort dein Viertel! 33. alles dreht sich um diesen und den Angelpunkt 35. ein verkürzter Richtwagen 36. abbrev. for not the same 37. weibliche Hauptfigur gab diesem Buch von Isabel Allende den Titel 38. Schimpfwort bleibt am Schüssel hängen 40. place where you can buy the AUGUSTIN 43. Beginn jeglicher Eskalation 45. zieht die Uni nun weg vom Alsergrund? 46. zuschreiben soll zum Sieg verhelfen 48. davon kriegen zwei frisch verliebt Menschen ganz und gar nicht genug 50. ganz kurze Untertitel 51. der, der das Wirtshaus betreibt 53. der Schwule kommt sprichwörtlich von einem anderen 55. zum Anbeten 57. ein endloses Meer 58. unter anderem 59. Wort erzwingt Entscheidung 60. Silbe verwandelt ins Gegenteil 61. springt aus der Mauer heraus 63. Kleider machen sie 64. auch Starrköpfigkeit 66. wiegen in London die Backzutaten 68. hast du ihn und dazu noch eine Bibliothek, wird es dir an nichts fehlen (Cicero) 69. Wasser – vollständig von Land umgeben 70. wenn Glück im Spiel, dann dies in der Liebe

SENKRECHT: 1. ästhetisch-plastischer Eingriff macht vermeintlich schlanker 2. auch wenn sie stehen bleiben – die Zeit tut es nicht 3. ruft nach Hilfe 4. fordert zum Eintreten auf 5. eine ziemliche kurze Ahnenliste 6. juveniles Tier wird gerne geopfert, aber auch gerne verspeist 7. die Tanzart zu dieser jamaikanischen Tanzmusik ist Skanking 8. verweist auf eine deutsche Tageszeitung 9. unser Schönwetter kommt gerne von diesen atlantischen Inseln 10. diese Verengung im Meer hat oft strategische Bedeutung 11. von unten herauf taucht großes Raubtier 12. Aufsehen erregende, in der Regenbogenpresse bekannte Person 13. in Acten zu lesen 14. zum Himmel empor (ist ihr Blick gerichtet) 19. wenn's daneben gegangen ist 25. wutentbranntes Weib wird so genannt, das männliche Pendant ist unbekannt 27. macht aus machen ein flirten 30. nicht nur Schnäppchenjäger können diesem Rausch verfallen 31. bei Schneewittchen gab es sieben 32. er macht die Musik, nicht der Inhalt 34. endlose Rufe 37. steht für Panzerabwehrwaffen 39. er ist so gut, er ist so toll – jener Mann aus Tirol 40. kurze Voruntersuchung 41. von unten kommend ist das Schiff sein Arbeitsplatz 42. bescheinigen nicht nur Arbeitsunfähigkeit 44. Beginn der Kettenpflicht 47. Vorsilbe verändert Täuschung und Rüstung 49. kurzes Umstandwort 52. Geschichten werden fortgesetzt 54. je heller es scheint, desto leichter ist es gelöscht (Seneca) 56. damit wird gesponnen 59. gab der Kronenzeitung geheime finanzielle Starthilfe aus Gewerkschaftsgeldern 61. beginnende Müdigkeit 62. drückt Entsetzen aus 64. steht vor dem Vornamen der Krankenschwester 65. kommt gleich doppelt im Otto vor 67. Callcenter, abg.

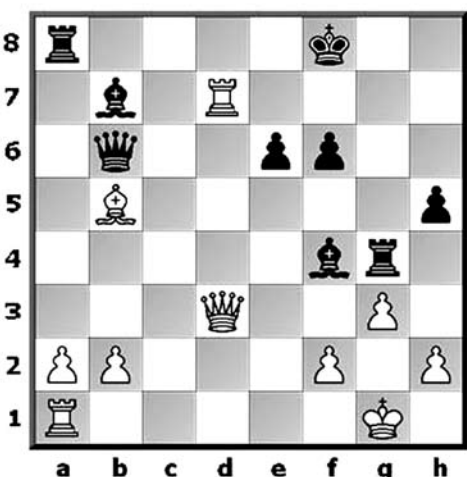
DESPERADO-SCHACH von Bernleitner und Häm

Wir haben einen neuen alten Weltmeister! In Bonn verteidigte Viswanathan Anand die WM-Krone gegen Wladimir Kramnik ganz souverän. Speziell die Meraner Variante des Damengambits wurde für den Inder zum Matchwinner.

Kramnik - Anand
Bonn 2008, 3. WM-Partie

1.d4 d5 2.c4 c6 3.Sf3 Sf6 4.Sc3 e6 5.e3 Sbd7 6.Ld3 dxc4 Die Meraner Variante, die der große Rubinstein anno 1924 aus der Taufe hob. **7.Lxc4 b5** Mit Tempo entwickelt Schwarz den Damenflügel. **8.Ld3 a6 9.e4 c5 10.e5** Das Schärffste. **10... cxd4 11.Sxb5** Ein Scheinopfer. **11... axb5 12.exf6 gxf6 13.0-0 Db6 14.De2 Lb7!** Ein erstaunlicher neuer Zug des Inders. Er opfert den b-Bauern und plant Ke7, Tg8 und Se5 mit Königsangriff. **15.Lxb5 Ld6 16.Td1** Nach 16.Ld3 Tg8 17.Le4 Sc5 18.Lxb7 Dxb7 droht stark d4-d3. **16... Tg8 17.g3** Denn 17.Txd4?! Tgx2+! 18.Kxg2

Dxd4 ist gut für Schwarz. **17... Tg4 18.Lf4!** Kramnik schlägt zurück und opfert eine Figur. **18... Lxf4 19.Sxd4** Überlegenswert war 19.Txd4 0-0-0 20.Tad1 Lxf3 21.Dxf3 Dxb5 22.Dxg4 Lc7. **19... h5!** Er hat keine Angst. **20.Sxe6 fxe6 21.Txd7 Kf8 22.Dd3** Wird Schwarz matt?



22... Tg7! Nein, Anand findet den einzigen Zug. **23.Txg7 Kxg7 24.gxf4 Td8 25.De2 Kh6!** Jetzt droht tödlich Tg8+. **26.Kf1 Tg8 27.a4?** Einzig mit 27.Tc1 Lg2+ 28.Kel Lh3 29.f5! Tg1+ 30.Kd2 Dd4+ 31.Ld3 Dxb2+ 32.Tc2 kann Weiß überleben. **27... Lg2+ 28.Ke1 Lh3!** Ein unangenehmer Zug, der Tg1+ droht. **29.Ta3 Tg1+ 30.Kd2 Dd4+ 31.Kc2** Auch 31.Td3 Dxb2+ 32.Ke3 Da1 nebst Te1 gewinnt. **31... Lg4 32.f3 Lf5+ 33.Ld3?** Der letzte Strohalm war 33.Kb3 Tc1 34.a5 Lc2+ 35.Dxc2! Txc2 36.Kxc2 Dc5+ 37.Kb1 Dxb5 38.a6, aber Schwarz kann besser 34... Dd5+ 35.Lc4 Db7+ 36.Lb5 Tc5 spielen. **33... Lh3?** Schade, er verabsäumt 33... Lxd3+ 34.Txd3 (34.Dxd3 Tg2+) 34... Dc4+ 35.Kd2 Dc1 matt. **34.a5** Die letzte Hoffnung: der a-Bauer. **34... Tg2 35.a6 Txe2+ 36.Lxe2 Lf5+ 37.Kb3 De3+ 38.Ka2 Dxe2 39.a7** Geht sich das aus? **39... Dc4+ 40.Ka1 Df1+ 41.Ka2 Lb1+** Nein, nach 42.Kb3 Dxf3+ 43.Kb4 Dxf4+ 44.Kc3 Le4 ist alles vorbei. 0-1

Lösung Nr. 243:
KONTOSTAND

Die Gewinnerin:
Olga Schätzschock
1100 WIEN

PREISRÄTSEL

Einsendungen (müssen bis 21. 1. 08 eingelangt sein) an:
AUGUSTIN, Reinprechtsdorfer Straße 31, 1050 WIEN

Name:

Adresse:

PLZ.: Ort:

KREUZ & WORT LÖSUNG FÜR HEFT 243

www.f13.at



F13-T-Shirts im Angebot
Schwarze Katzen für die graue Stadt!

Die schwarze Katze des Aberglaubens auf dem Quadrat – das von AUGUSTIN-Illustratorin Carla Müller entworfene F13-Logo streicht durch die Stadt. AUGUSTIN-LeserInnen können für die weitere Verbreitung sorgen: indem das «Freitag der Dreizehnte»-Symbol von Körpern jeder Art ausstrahlt. Die T-Shirts gibt es im Männer und Frauenschnitt, in den Größen S bis XL und in den Farben Weiß, Orange, Rot, Schwarz und nun NEU in Hellblau und Knallgrün, bedruckt vom sozialökonomischen Betrieb «fix & fertig», können im neuen Augustin-Zentrum (Wien 5, Reinprechtsdorfer Straße 31 im Hof, Tel.: 587 87 90 oder Tel.: 54 55 133) erworben werden. Ein Stück kostet 10 Euro; wer gleich zehn Leiberl nimmt, zahlt nur acht pro Stück. TrägerInnen des F13-T-Shirts helfen, eine Idee auszutragen: Jeder «Unglückstag» wird zu einem Feiertag für alle verwandelt, die sonst wenig zu feiern haben, zu einem Aktionstag für die Rechte aller Diskriminierten und «Untauglichen». Wer das Leiberl trägt, wirbt für die kommenden F13-Aktionstage, 13. Februar und 13. März 2009.



Augustinverkäufer sucht (billig oder gratis) sportliches Rad (bitte kein Klapprad oder Ähnliches), da meines leider gestohlen wurde, zum schnelleren und billigeren Weiterkommen in der Stadt. Möchte außerdem mit geheiligtem Knie wieder als Fahrradbote arbeiten! Danke im Voraus! Sascha: schotte@inmail.at oder Tel.: 0676 460 91 86

Risse oder Flecken auf den Polstermöbeln? Tapetenschäden? Vorhangmontagen zu schwierig? Fachmännische Hilfe unter otto_bauer@hotmail.com oder von 10 bis 17 Uhr unter Tel.: 0676 976 83 88

Augustinverkäufer braucht dringend Kamera und/oder Fotoapparat (digital). Tel.: 0676 934 89 63

Entlaufen! Rottweiler-Schäfer-Mix (Rasty) am 20.12.2008 aus Eigenerstr. 20. Bezahlte 300 Euro Finderlohn. Daniel, dani1876@gmx.at oder Tel.: 0699 815 058 46

Wohnungsloser (körperlich gebrochener) Mann sucht kleine Wohnung bis EUR 250. Emina Hrustanovic per E-Mail: emina2001@sms.at oder Tel.: 0680 200 41 43

Gebe hochwertiges Schlafsofa, Farbe Grau, + dazupassenden Sessel (25,-), fast neues IKEA-Kinderholzbett inkl. Lattenrost (15,-) und Römer-Kindersitz von 9 bis 18 kg (25,-) gegen Selbstabholung ab. Lilly Fee unter lillybrett@hotmail.com oder Tel.: 0664 396 63 50

Gefunden? Am 10.12.08 wurden im Bereich der U2 oder Praterstern S-Bahnhof in schwarzem Plastik verpackt Fotografien s/w und Farbe verloren. Der ehrliche Finder erhält einen Finderlohn von 100 Euro. Angela Schwank: a.schwank@aon.at oder Tel.: 01-218 34 99

Übernehme Polsterarbeiten wie Aufpolsterung und Neubespannung von Sitzmöbeln. Anfertigung von Hussen, Vorhängen, Bettdecken und Kissen sowie Sitzsäcken. Kostenlose Besichtigung. Arbeiten können auch vor Ort erledigt werden. Anfragen unter taruda2004@yahoo.de oder Tel.: 01 969 77 67 (bitte auch auf Band sprechen)

Augustinverkäufer sucht internetfähiges Notebook oder Laptop! Wer kann mir bitte eines für wenig bis gar nix überlassen? Würde mir auf einer Kur sehr helfen, danke! klaushammer34@hotmail.com oder Tel.: 0664 978 92 31

Wer will mich? Möchte meine schwere Olympia-Büroschreibmaschine loswerden! Der/die neue Besitzerin müsste EUR 20 dafür bezahlen. Anrufe bitte ab 13 Uhr unter Christa: 0676 462 46 53

Big Foot Kneissl gesucht – günstig! E-Mail: peham107@hotmail.com oder Tel.: 0680 126 25 84

Neuwertiges Chaiselongue-Sofa (rot mit floralem Fantasiemuster, 3-Sitzer) für EUR 100 zu verkaufen, plus farblich passender Leder-Lehnstuhl als Draufgabe (gebraucht, aber voll funktionsfähig). Tel.: 01 946 28 86

Kofferschreibmaschinen: Brother AX 425, neu, elektronisch + 2 Schreibbandkassetten + 4 Korrekturbänder – EUR 19; Brother Deluxe 220, mechanisch, EUR 13. E-Mail: dim856@hotmail.com oder Tel.: 0699 814 499 39

Augustinverkäufer sucht dringend Fahrrad, City-Bike oder Mountainbike. Wenn möglich sehr günstig oder gratis. Ristic Miroslav, Tel.: 0664 478 44 05

39-jähriger Afrikaner, sportlich, mit Arbeit sucht eine treue, intelligente Frau von 26 bis 40 Jahren. Tel.: 0676 412 27 42

Verkaufe meine DVD-Sammlung! Alles Originale ohne Kratzer, ganz selten gespielt, hauptsächlich Horrorfilme und Psychothriller. Liste unter axura2004@yahoo.de anfordern. Preis nach Vereinbarung. Tel.: 0699 111 369 48

Büro/Wohnfläche, 8. Bezirk, U2 Rathaus, 185 m2, sowie 90 m2 Keller! E-Mail: christiane_pfunzen@aon.at oder Tel.: 01 406 69 82

Zwei Echtholz-Kleiderschränke (Birne) an eine Familie zu verschenken, Selbstabholung. Tel.: 01 607 20 44

Spanisch, Englisch und Deutsch, fehlerfrei mit Juan Carlos Bagur. Geduld; Erfahrung; günstig, gratis Probe. Hausbesuche möglich. Tel.: 01 368 01 47; 0676 592 14 86 oder 0680 120 45 64

Ajunilak-Thermoschlafsack mit Transporthülle an eine/n Augustinverkäufer/in zu verschenken. Tel.: 01 607 20 44

Cellounterricht für Erwachsene, professionell, heilsam, individuell, moderne Methode. Tel.: 01 607 20 44

Wer schenkt mir eine Digitalkamera, um sie einer obdachlosen Freundin (Hobbyfotografin) vom Christkind schenken zu können. Danke, Erwin. Tel.: 0676 554 77 13

Eseltrekking rund um Wien! Sich eselbegleitet gesund gehen; 9–12 km am Tag; in den schönsten Gegenden des Wienerwaldes! www.artopus.net

Fabrikschornsteine und erlebbar Industriegeschichte präsentiert www.schlot.at – für Niederösterreich, Wien und weltweit. Einfach mitmachen – suchen immer alte Fotos von Industriebetrieben! Bis bald ... E-Mail: markus.mraz@chello.at oder Tel.: 0650 863 14 81

Augustinverkäufer sucht gebrauchte Waschmaschine und gebrauchten funktionstüchtigen Geschirrspüler. Kusolits Wolfgang, Tel.: 0650 323 86 07

16-Zoll-Bildschirm und Tastatur (alt, aber funkt.) im lustigen Tausch (kl. Überraschung!) herzugeben. Sabine – E-Mail: farfalle@gmx.at oder Tel.: 0650 692 36 94

Habe 5 Stück Ein-Bett-Matratzen zu verschenken. Abholung zusammen oder einzeln! Tel.: 0664 211 25 15

Augustinverkäufer sucht Wohnung in Wien, ca. 30–40 m2, keine Ablöse, Kautions ja, Miete inkl. BK EUR 250. Tel.: 0676 531 44 69

Lebensschau – Zehnjahresvorschau! Mit ständiger kostenfreier Tel.-Sofortberatung, Astro/Tarot, komplette Lebenshilfe. Erstberatung frei. Jeden Monat Vormittag laufend persönliche Sitzungen. Tel.: 01 90 67 94

Suche Wohnung! 2 Zimmer, Miete ca. 200,-, keine Kautions, keine Ablöse. Tel.: 0681 105 638 29

ART.IST.IN
magazin

Kunst im Rotlichtlokal: PRIMA NOTTE SURREAL

A Tribute to Gert Jonke

Der Innovationsterror hat eine kleine Nachtbar in der Margaretenstraße übersehen: die Arena-Bar. Wer sich in eine andere Zeit versetzen und das seit fünf Jahrzehnten unveränderte Interieur dieses ehemaligen Flamenotanztablissements genießen will, muss nicht unbedingt in Sachen Rotlichtgeschäft unterwegs sein. Dieses ist in der Arena-Bar ebenso am Versiegen, weil ChefIn Helene Wanne die Neoliberalisierung des Prostitutionsgeschäfts und den damit verbundenen Missbrauch der Wirtschaftsflucht von Mädchen aus Osteuropa nicht mitbetreibt. Ab Ende Jänner nistet sich die Kunst in die Arena-Bar ein, zunächst ist ein monatlicher Jour fixe vorgesehen. Die von der Sängerin und Schauspielerin Tini Trampler gemeinsam mit dem Aktionsradius Wien kuratierte Veranstaltungsschiene nennt sich PRIMA NOTTE SURREAL.

Die Veranstalter zum Profil der Reihe: «Die Revue der Zukunft, das Varieté von morgen ist ein Circus der Situationen als Einheit des vermeintlich Zusammenhanglosen. Eine Revue, für die die Medien und der große Kulturbetrieb keine Schubladen und keine Kategorie finden werden. Beim Versuch, zeitgenössisches Varieté zu entwickeln, knüpfen wir bei den Bedeutungen dieses Begriffs an: Varieté ist gleich die Abart, die Mannigfaltigkeit, das Spektrum, die Varietät, die Verschiedenheit. Das Etablissement – es gibt kein ähnliches in Wien – wird mit allem, was es bietet, einbezogen: Bar, Tanzarena und die winzigen Separees.»



Der Eingang der Arena-Bar in den 60er Jahren, als hier noch die Flamenco-Wut grassierte und die Gäste nach dem mexikanischen Gulasch der ChefIn gierten

Wenn Turnschuhe den Karriereweg weisen

Im Banne des Swoosh

Die Sub- und Gegenkulturexpertin Katharina Weingartner zeigt in ihrem Dokumentarfilm «Sneaker Stories» zu Beginn einen relativ unspektakulären Schauplatz einer Streetball-Szene: Wien ist wahrlich keine Hochburg des Basketballspiels unter freiem Himmel im Park respektive Käfig. Ein junger, durchtrainierter Mann mit migrantischem Hintergrund – die «Österreicher» spielen in Vereinen Basketball, die «Tschuschen» gehen zum Streetball, meint er – träumt davon, Profibasketballer in den USA zu werden. Er vermittelt eher unfreiwillig, dass

der Zug in Richtung amerikanische Profiligen NBA für ihn eigentlich schon abgefahren ist. Ihm bleibt noch eine Illusion, die hauptsächlich von den Werbeabteilungen der Sportartikelunternehmen genährt wird, wobei sich die Firma mit dem Swoosh als Logo in diesem Bereich mächtig ins Zeug legt. So weit, so mittelpfächtig. Aber mit dem Schauplatzwechsel nach New York, genauer nach Red Hook, einer Wohngegend in Brooklyn, kommt der Film in Fahrt. Hintergründe der Streetball-Ideologie werden klarer, und die Protagonisten zeigen mehr

Konturen. Naturgemäß hat Streetball – für die SpielerInnen und für die Turnschuhherzeuger – in Brooklyn einen ganz anderen Stellenwert als in Wien. Viele sehen darin die Chance, Karriere zu machen, doch der Anteil, der es wirklich schafft, liegt natürlich im Promillebereich. Hingegen sind für das Unternehmen Nike die Schulen und Hinterhöfe, wo dem Streetball gefrönt wird, Goldgruben. Dort ist die Avantgarde der Sportmode anzutreffen, dort gilt es, Ideen von Individualisten zu klauen, um sie folglich industriell zu verwerten und der Masse zum Kauf anzubieten. Und wer klammert

PRIMA NOTTE SURREAL
CIRCUS DER SITUATIONEN IM MARGARETNER ROTLICHTVIERTEL

Eröffnung & Auftakt:
Mittwoch, 28.1. & Donnerstag, 29.1.
Ab März jeden 1. Mittwoch im Monat!
Arena-Bar, 1050 Wien, Margaretenstraße 117
Einlass ab 19 Uhr, Programm ab 20 Uhr
Eintritt: 18 Euro

Die erste «Audition geheimer Talente», in der das Publikum bestimmt, welche Newcomer in den kommenden Nächten in der Arena-Bar auftreten werden, findet am Dienstag, 3. Februar im Kulturlokal Gaußplatz 11 statt (19.30 Uhr).

www.aktionsradius.at

Das Programm des zweitägigen Eröffnungsspektakels am 28. und 29. Jänner lässt erahnen, wie die Idee der «Verschiedenheit» in der Arena-Bar kultiviert wird. Neben künstlerischen Acts wie einem Konzert von Tini Trampplers Dreieckiger Combo, der Tanzperformance «Große Städte Große Sünden» von Bauchtänzerin Muna, der Präsentation der zweiten Ausgabe der Literaturzeitschrift «101» und dem Versuch des Musikers Vincenz Wizsperger, an Ort und Stelle eine Kamblasaufführung mit verwegenen Freiwilligen zu realisieren, kommt es auch zu außerartistischen Höhepunkten, etwa zur Präsentation der Cuveé namens «Rotlichtviertel».

Die beiden Starttage (identisches Programm!) beginnen mit einem «Tribute to Gert Jonke». Der mehrfache Nestroy-Preisträger hätte die Revue mit einem Monolog aus seinem jüngsten Stück «Plätzen Plötzlich» eröffnet. Er starb am 4. Jänner im Wiener AKH. Die Playbackdolls, eine von Tini Trampplers Formationen, haben eine musikalische Hommage an Jonke vorbereitet. R.S.

THE SLOW CLUB
«House Of Sleep» (CD)
(Serious Entertainment/Sony BMG)

HANSI LANG
«Ich spielte Leben» (DVD)
(DoRo/ORF/Hoanzl)

FABIAN BURSTEIN
«Kind ohne Zeit. Das intensive Leben des Hansi Lang» (Buch)
(Residenz Verlag)



Beim Durchhören der Stücke zur neuen Slow-Club-CD ist bei einem gutgelaunten Hansi Lang völlig unerwartet die Uhr des Lebens abgelaufen. «House Of Sleep» war praktisch im Kasten, nur ein paar Spielereien samt Gästen sollten noch folgen. Im Gegensatz zum Debüt «Welcome To The Slow Club» (2004), wo Hansi Lang noch Standards aus dem American Songbook interpretierte, verließen sich die drei Freunde Lang/Rabitsch/Schlögl diesmal auf ihr eigenes Talent. Rabitsch und Schlögl erjammten sich die Melodien, von Hansi Lang kamen die Texte. Einfache Texte. Englische Texte. Umgearbeitete Referenzen, Herzensangelegenheiten, und da ist oft die einfache Sprache am ehrlichsten. Mit dem Slow Club hat es Hansi Lang endgültig geschafft, seine übermächtige New-Wave-Ikone loszuwerden und sich vom Revival-Zirkus zu verabschieden, um mit neuem Programm zu neuer Größe samt neuem Publikum zu finden. «House Of Sleep» ist ein soulig-entspanntes Album mit einer Stimme, die vieles überdauern wird, selbst das eigene Ableben.

Wenn in der heimischen Musikwelt einer geht, dann kommt ein anderer ganz bestimmt: Rudi Dolezal (DoRo). Man mag von Dolezal («Weltberühmt in Österreich») halten, was man will, und natürlich ließe sich «Ich spielte Leben» genüsslich zerpfücken: was nicht alles fehlt aus dem umfangreichen musikalischen Leben von Hansi Lang, andererseits gewisse Längen von diversen Nebenschauplätzen oder die Auswahl der Interviewpartner ... Aber dann sind da wieder diese Bilder vom Konzert im Praterstadion als Opener für Supertramp (1983) oder vom Auftritt bei einer Anti-Atomkraft-Veranstaltung im Wiener Hott-Stadion (1986), wo Hansi Lang nur einen einzigen Song singt, das unglaubliche «Jesus», bei dem einem das Herz aufgeht.

Bei «Kind ohne Zeit» durfte sich Fabian Burstein am Leben Hansi Langs abarbeiten und ihn ein Jahr lang begleiten. Begleiten auf einer Spurensuche nach den Stationen der Kindheit des Musikers, von Sievering bis Les Ormes. Als Hansi Lang 1982 sein Solodebüt «Keine Angst» ablieferte, kam der Autor gerade erst zur Welt. Die schnellen und kultigen 80er Jahre im Leben des Szenehelden hat Burstein also verschlafen. Was wiederum den großen Vorteil gibt, frei von jeglicher Verklärtheit zurückzublicken. Der Autor bringt viele persönliche Eindrücke zu Papier, die gemeinsam mit Hansi Lang aufgearbeitete Kindheit und Jugendzeit des Künstlers, die musikalischen Anfänge bis zur Solokarriere, und unvermeidbar, Langs Drogenkarriere. Was leider im Buch wie auch auf DVD kaum bis gar nicht vorkommt, sind Langs musikalische Jahre zwischen New Wave und The Slow Club. Dennoch, die gezeichneten Bilder sind stimmig, sowohl in der Doku als auch im Buch, und Hansi Langs Stimme ist sowieso über alle Zweifel erhaben.

(lama)

US-Künstlerin Ree Morton in der Generali Foundation

Ideen soll man nicht verehren



In Europa nahezu unbekannt: Ree Morton, 1936 bis 1977

Die Kunst verlässt das Bild und dragt in den Raum hinein, in dem man sich selber befindet, die Kunst klettert herüber, niemand ist sicher vor ihr, sie ist da. Holzstücke halten ein Bild aus dünnem, grün-weißem Papier fest, oder der hängende, bunte «devil chaser» durchbricht in roter Spirale die Buchstaben auf dem Boden. Ree Morton verfolgt unterschiedliche Arten, wie die Welt mit Unterstützung der Kunst begriffen und bearbeitet werden kann. «Man kann die Welt um eine begrenzte Menge von Mittelpunkt her anordnen, in namentlich benennbare Gegenden aufteilen oder durch erinnerte Wege verbinden», schreibt sie 1973 in ein Notizbuch, wie sie das zum Beispiel in einer Flaggenaktion für ihre FreundInnen tat.

Es gibt eine Flagge für ihre Freundin Laurie Anderson, die minimalistische Musikerin, in der Show. Holz-Fundstücke vom Meer in Neufundland, wo Morton mit ihren Kindern in einer Hütte lebte, arrangierte sie auf einem pierähnlichen, assoziativen Erinnerungsparcours («Souvenir Piece», 1973) – es gilt: fragil unten, schwer oben, aber er hält.

Matte Lichthüte über Baumstämmen in einem dunklen Raum.



FOTO: MARKUS WÖRGÖTTER

Lampenschirme schweben in Hellgelb und Hellrot fragil über schwerem Holz und leuchten dieses an, dazwischen Leere und gleichzeitig Verbindung. Es geht um den Platz dazwischen, um das Fragile, Unsichere, Schwebende. Der Titel der Arbeit, «To Each Concrete Man 1974», in der Ausstellung über die lachenden Gottheiten der Künstlerin Ree Morton reflektiert den spanischen Philosophen Miguel de Unamuno. Morton, die ihre Kunst in unzählige Skizzenbücher notierte, schreibt dazu: «Unamuno – sein proklamiertes Credo einer Ideophobie – Ideen soll man nicht verehren oder blind verfolgen, sondern im Gebrauch abnutzen, wie

man Schuhe abnutzt: Sie sollten als Teil des Lebens und der grundlegenden Wirklichkeit untergeordnet werden ...» Ree Morton starb leider schon 40-jährig bei einem Autounfall.

Die Frage auf einem Bild, «Ist es hier, wo sich das Flüchtige verbirgt?», kann mit einem deutlichen Ja beantwortet werden. kek

I N F O
Bis 1. März in der
Generali Foundation
Wiedner Hauptstraße 15
1040 Wien
Tel.: (01) 504 98 80
foundation@generali.at
foundation.generali.at

Mit 3 Feet Smaller dorthin, wo böse gut ist

Einen Meter höher, mindestens



«Dec 32» heißt das neue Album der Wiener 3 Feet Smaller, das mit provokanten Lyrics Zensurreflexe aus überraschenden Ecken hervorruft.

Ist 2009 wirklich anders? Mancher fühlt sich entschlossen wie nie – ohne sagen zu können, wozu eigentlich. Es muss was anders werden. Man selbst. Die Welt. Die Nachbarschaft. Schöner, gerechter. Es muss doch ein Beitrag dazu zu leisten sein, irgendeiner!

Ein Mann, an dem man gerne Hoffnung befestigen möchte, Obama von Amerikanien, lässt mit der Wahl der Außenministerin Zweifel aufkommen. New Administration – same as the old administration? Im Gazastreifen wird er in die außenpolitische Jauchegrube getunkt, unbefleckt kommt da keiner raus. Wenn sich Dirigent Daniel Barenboim beim Neujahrskonzert «human justice for the middle east» wünscht, suchen wir Staubkörner im Augenwinkel. Frei schießen dann die Lachtränen, sieht man den Pausenfilm zur Kulturhauptstadt 09 Linz. Manche Provinz ist ewiglich. Provinz? Innenpolitik? Es gibt keine Innenpolitik!

If I Were You I'd Hate Me Too

Zurück nach Amerikanien, zurück zur Musik. Anfang der 80er machten drei kalifornische Punkbands drei Alben. 1981 die Adolescents das gleichnamige Debüt, 1982 Bad Religion «How Could Hell Be Any Worse?» und 1983 Social Distortion «Mommy's Little Monster». Adrenalin- und testosterongetrieben, bei lauter Geschwindigkeitsrausch durchaus melodios und musikalisch klar strukturiert, inhaltlich von einer existenziellen Verzweiflung und einer hedonistisch-nihilistischen Kicksuche geprägt. Selbst wenn manche Mitglieder besagter Bands dann ob/ trotz des relativen Erfolgs in persönliche (Drogen-)Höllen abstürzten, sind diese Alben heute kulturelle Ikonen der Weltmenschenschaft des Punk.



FOTO: MARIO LANG

3 Feet Smaller & Musiker: Wie spät?

3 Feet Smaller, die 2000 gegründete Wiener Band, spiegelt in Sound und Gestus diese Bands und deren Nachfahren wider, ihre Spielart von Punk steht klar in einer damit verbundenen Tradition. Dort, wo «bad» gut ist. Dort, wo jeder Stagediver, jeder Konzertbesucher, jeder Plattenkäufer viel wichtiger ist als irgendwelche Journalisten und Medienfuzzis. Dort, wo man sein Ding, seine Musik nicht halb macht. Als die Musiker im U4 ankommen, wo 3 Feet Smaller am Abend den Release ihres Albums «Dec 32» mit einem Gig feiern werden, steht Manager Filip beim Laptop. Man amüsiert sich über einen FM4-Homepage-Beitrag zu den bevorstehenden Geheimkonzerten der Band für den Sender. Beitrag und Postings arbeiten sich an Textzeilen wie «My girlfriend's lying bloody & raped on the couch» ab. Sicher ungestüt – könnte man die entsprechenden Wirklichkeiten bitte verhindern?! –, aber von Sänger und Gitarrist Marcus Smaller, 26, genau so intendiert. Eine durchsichtige, fast patscherte Schocktaktik, die im ewigen popkulturellen Entwicklungsland A aufgeht.

Marcus meint, dass er die Auflösung (die sich distanzierende, entrüstete «moralisch richtige»

Gegenposition) bewusst nicht mitgeliefert hat, doch der oben zitierte Schlusssatz besagten Songs leistet das im Grunde und zum Glück doch. Das neue, vierte Album der Band, das erste bei einem Major, ist dabei textlich konzeptionell angelegt: 12 Geschichten, die sich alle zu verschiedenen Uhrzeiten an einem Tag ereignen, den es so nicht gibt – dem 32. Dezember. Anfang oder Ende eines Jahres? Wohl stecken in Marcus' Worten zur Musik, die immer zuerst entsteht, eigene Erfahrungen – «was Liebe und Drogen anbelangt» –, aber es ist eben keine autobiografisch-wahrhaftige Befindlichkeitslyrik. Marcus und Drummer Roberto Franko, der Kern der Band (Roberto: «Bei Spinal Tap explodiert immer der Drummer, bei uns der Bassist»), sehen eine allfällige Aufregung wegen «Unkorrektheit» mit Gelassenheit. War doch die mediale Wahrnehmung der ehemaligen Bowling-Punk von Anfang an – sofern überhaupt vorhanden – eine Geschichte voller Missverständnisse. Mittlerweile spielen sie vor 1.400 BesucherInnen im Gasometer und müssen über medial gehypte Acts ohne wirkliches Publikum frei von Arroganz nicht einmal mehr lachen. Marcus: «Für jüngere Acts wie From Dawn To Fall würde

ich mir mehr Beachtung wünschen, aber für uns ...»

Mit «Dec 32» ist dem Trio (den Bass besorgt jetzt der zur Band zurückgekehrte General) ein sattes, melodie- und energietiefendes Punk/Rock-Album gelungen. Mit erstauñlicher Hit- und Ideendichte für (junge) Menschen, deren Bedürfnisse (Party! Auszucken! Körpersafttausch!) diese Musik erfüllt. Die Single und Ballade «Tonight» wird gar – bewahre! – von Ö3 gespielt. 3 Feet Smaller haben nie ein Hehl daraus gemacht, dass es ihnen um «Erfolg» geht, breitere Wahrnehmung ihrer Band und Musik, die sich nicht auf Spezialistenzirkel beschränkt, auf eine bessere Handvoll verkaufter Alben und wenige Konzerte. Darum ist ihnen ein Album bei Sony nicht hart erarbeiteter Gipfelsieg, von dem sie den Durchbruch erwarten, sondern markiert eine veränderte Basis ihrer Arbeit und Musik. Mit der sie beherzt weitermachen.

Rainer Krispel

I N F O
3 Feet Smaller: «Dec 32» (Sony)
www.3feetsmaller.com
Live: 7.3., Flex

Sandra Selimovic gilt manchen als Wiens selbstbewussteste Romni

Aufstieg einer Kämpferin

Sandra Selimovic ist das, was man ein Multitalent nennt. Selbstbewusst als Tänzerin, beeindruckend als Schauspielerin und kreativ als Choreographin zeigt sie, was man alles schaffen kann, wenn man den Mut und den Willen dazu hat. Sandra ist Migrantin aus Serbien – und sie gehört zur Volksgruppe der Roma.

Sie ist eine besondere Erscheinung: Voller Energie setzt sich Sandra Selimovic im Theater Dschungel neben mich, bereit für das Interview. Erwartungsvoll blicken mich ihre klaren blauen Augen an. Eines ist aber jetzt schon sicher: Diese Frau wird um keine Antwort verlegen sein.

«Im Alltag merke ich oft, dass ich andere Wurzeln habe. Ich bin ein leidenschaftlicher und impulsiver Mensch und lasse mich oft von meinen Gefühlen leiten. Das wirkt auf manche Menschen befremdlich. Besonders wenn ich unsere Musik höre, fühle ich mich sehr stark als Romni.»

Die 27-jährige Schauspielerin, Tänzerin und Choreographin mit ex-jugoslawischen Wurzeln arbeitete bereits mit Harri Stojka, Rusza Nikolić-Lakatos und Tina Leisch, mit der sie gemeinsam eines der geachtetsten Theaterprojekte des Jahres herausbrachte: «Gangster Girls». Der Dokumentarfilm zur Theaterproduktion mit Gefängnisinsassen direkt aus dem Häfen lief hoch gelobt bei der Vienna-2008.

«Am Anfang war es schon komisch, mit Gefängnisinsassen zu arbeiten. Aber ich habe versucht, objektiv zu bleiben. Ich habe es anfangs verweigert zu erfahren, warum die Menschen, mit denen wir arbeiteten, hier sind. Nach und nach, während der Proben zu dem Stück, habe ich es dann gehört. Aber da war es anders, persönlicher. Es war mir wichtig, jedem die gleiche Chance zu geben. Diese Erfahrung hat mich sehr geprägt. Es ist mir bei der Arbeit immer wichtiger geworden, welchen Charakter die Menschen haben, wie sie sich mir gegenüber verhalten, und nicht, wofür sie bestraft worden sind. Die Arbeit in diesem Projekt hat mich auf jeden Fall tougher gemacht.» Der Erfolg gab Sandra recht. Aber sie ist schon wieder mitten in der nächsten Produktion: Das

Stück «Jugend ohne Gott» wird ab Frühjahr 2009 im Theater Dschungel Wien aufgeführt.

Bald auch Filmemacherin?

«Es war nicht immer leicht, meinen eigenen Weg zu gehen, alles im Leben hat seinen Preis», ist Sandra selbst stolz auf ihren Erfolg, bleibt aber am Boden. Ihre Ziele dagegen sind hochgesteckt. «Ich will in Zukunft selbst Filme produzieren und zeigen, wozu die junge Generation der Roma fähig ist.»

Schon in der Schule bemerkte sie, dass sie einen Hang zur Selbstdarstellung hatte: «Ich konnte nie stillsitzen, war immer sehr aktiv. Ich war schon damals in der Theatergruppe der Schule und wurde dort ‚Jackson‘ genannt, wie mein berühmtes



«Schon in der Schule bemerkte ich einen gewissen Hang zur Selbstdarstellung»: Als 13jährige bekam sie eine Rolle als – Zigeunermädchen

Vorbild. Deutsch lernte ich aber erst in der Schule, zu Hause haben wir immer Serbisch und Romanes gesprochen.»

Das höre ich mit Verwunderung, denn ihr Deutsch ist akzentfrei. Schöner als das, was man von so manchem Einheimischen hört. Ein Theaterdeutsch, wie es auch noch die ältere Generation großer Schauspieler loben würde.

Zu ihren Eltern hatte Sandra lange ein gespaltenes Verhältnis, da ihre progressive Lebensweise und ihr Berufswunsch, zum Theater zu gehen, im Widerspruch zu deren traditioneller Lebensweise standen. Auch zur Tradition gehört es eigentlich, jung(fräulich) zu heiraten. Doch Sandra wehrte sich dagegen, wollte ihren eigenen Weg gehen.

«Meine Eltern bestanden darauf, dass ich einen ‚richtigen Beruf‘ lerne. So machte ich eine Lehre als Einzelhandelskauffrau. Danach konnte ich endlich meinen wahren Traum verfolgen: Schauspielerin zu werden.»

Das Zigeunermädchen

Ihre erste Rolle bekam Sandra als 13-Jährige nach einem ORF-Casting. Ironischerweise war es die Rolle eines Zigeunermädchens in einer Kinderserie. Zu diesem Zeitpunkt spielte sie bereits parallel in verschiedenen Theaterstücken. Schließlich lernte sie den Regisseur Karl Wozek kennen. Er entdeckte ihr Talent und machte sie zum ersten Ensemblemitglied seiner eigenen Theatergruppe, dem Theater Wozek. Es folgte ihr erster Theatervertrag bei Klaus Fischer für das damalige Theater Gruppe 80. 2004 machte Sandra ihr Diplom mit der paritätischen Prüfung und schloss so ihre Ausbildung am Theater ab.

«Das alles war aber nicht leicht. Ich musste mir mein Leben und meine Ausbildung finanzieren. Nebenbei habe ich immer gearbeitet, alle möglichen Jobs, um an mein Ziel zu kommen, meine Träume zu verwirklichen.»

Doch auch heute, wo sie schon so weit gekommen ist, bleibt sie am Boden und setzt sich weiterhin hohe Maßstäbe: «Ich will Rollen mit Inhalten spielen, die Menschen mit dem, was ich tue, berühren und bewegen. Auch Filme würden mich interessieren. Mein Ziel

ist es, in Zukunft meine eigenen Drehbücher zu verfilmen.»

«Sogar meine Eltern sind mittlerweile auf ihre eigene Art und Weise stolz auf mich. Sie besuchten vor kurzem sogar ein Stück von mir. Das hat mir sehr gefreut.»

Die Risiken des Scheinwerferlichts

Doch mittlerweile hat Sandra Selimovic auch die Schattenseiten des Theaterlebens kennengelernt: «Man muss immer lächeln, immer gut drauf sein. Es ist wichtig, im richtigen Moment zu funktionieren, eine Maske zu tragen, die niemals müde wirkt. Da ist es schwierig, bei sich selbst zu bleiben. Das Scheinwerferlicht, der viele Glitzer und Glamour täuscht. Man darf sich nicht in seinen Bann ziehen lassen und muss sich auf das besinnen, was einem wirklich wichtig ist. Ich beginne gerade, meine Prioritäten neu zu ordnen. Meine innere Ruhe ist mir sehr wichtig, ich brauche sie, um mich nicht zu verlieren und um mir selbst treu zu bleiben.»

Als Ausgleich zu diesem stressigen Leben bevorzugt es Sandra zu reisen: «Ich fühle mich glücklich, wenn ich reisen kann und fremde Kulturen kennenlernen darf. Mich zieht es in die Ferne, gleichzeitig ist aber Wien eine tolle Stadt zum Leben. Hier ist es gemütlich, und es gibt viele Möglichkeiten, sich künstlerisch zu betätigen. Das hält mich lebendig. Ich blühe erst in Interaktion mit anderen Menschen so richtig auf. Ich lerne und wachse dabei. Die schönsten Momente meines Lebens verdanke ich den Menschen, die mich umgeben.»

Nach ihrem Privatleben befragt, schmunzelt sie: «Ich bin Single und genieße es. Ich hätte nichts gegen eine Beziehung, allerdings ist das nicht so einfach, wenn man als Schauspielerin arbeitet. Vielleicht muss man ja einmal eine Liebeszene mit einem Kollegen drehen», lacht sie. «Außerdem würden meine Eltern sicher gerne einen Rom an meiner Seite sehen, aber ich bin offen – man weiß ja nie, wo die Liebe hinfällt.» Mit diesen Worten verlässt Sandra mich wieder. Zurück zur Probe, zurück zur Bühne. Dorthin, wo sie ganz eindeutig auch hingehört.

Gilda Horvath

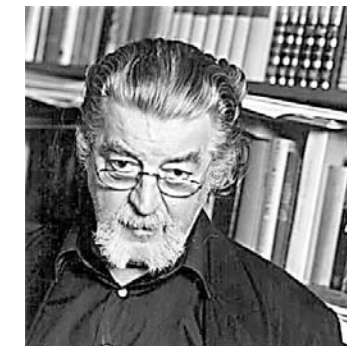
Aus dem «Kultpornoarchiv» eines legendären Irritation-Guerilleros

Puls und Pilz, symbiotisch

Im Rahmen der Erwin-Puls-Ausstellung in der Kunsthalle Wien/project space Karlsplatz präsentiert das Filmarchiv Austria den bislang kaum öffentlich gezeigten Film «Ohne Pause» (A 1986) des Malers, Grafikers, Aktionskünstlers, Schriftstellers, Pornografieforschers und Philosophen Erwin Puls. Das Special ist der Auftakt einer Kooperation, bei der das Filmarchiv Austria im Verlauf des Frühjahrs den Pornografie-Schwerpunkt der Kunsthalle Wien auch mit einer größeren Filmreihe begleiten wird.

«Ohne Pause» ist ein Kompilationsfilm. Erwin Puls arbeitet hier mit Pornofilmmaterial aus der Zwischenkriegszeit (ab ca. 1925) und aus der Nachkriegszeit und kombiniert es mit Amateurfilmen sowie mit nicht verwendetem Filmmaterial des österreichischen Regisseurs Michael Pilz über eine Autofahrt. Unter den Bildern läuft ein kunstphilosophischer Text. Damit wird «Ohne Pause» zu einem ästhetischen Verwirrspiel ohne Pause, welches keine eindeutige summative Aussage zulässt, es sei denn vielleicht diese eine: ohne Pause – denn wer nicht hinsieht, der bleibt vom Geschehen ausgeschlossen.

«Ohne Pause» verursachte zur Zeit seiner Entstehung gehörige Irritationen, der ORF verweigerte zunächst eine Ausstrahlung, 1998 fand sich der Film im ersten Frauenerotikshop MarG und wurde dort als «Skurrilitätensammlung aus dem Kultpornoarchiv Erwin Puls» angeboten. Im Film special zur Ausstellung kann man am Donnerstag, 22. Jänner nach «Ohne Pause» Erwin Puls posthum beim Denken und Argumentieren zuschauen. «Das Gespräch mit Erwin Puls», eine der raren Filmaufnahmen von Puls, wurde von Michael Pilz eigens für diesen Abend neu geschnitten und erlebt hier seine Erstaufführung. Dieter Schrage wird ein Einleitungsreferat



Erwin Puls

über den vor fünf Jahren gestorbenen Puls halten.

Zu den legendärsten Puls-Aktionen zählte seine GEWISTA-Aktion. Puls platzierte auf den Plakatflächen das Bild eines (vermeintlich) toten Mannes und wirbelte damit die schöne, heile Welt durcheinander. Aufsehen erregte auch jenes «Zeitungskunstwerk», das im Stil ein bekanntes österreichisches Kleinformat kopierte und gratis in Wien verteilt wurde. In dieser mit NS-«Kraft durch Freude»-Fotos versehenen Zeitung verschränkte er den Aufsatz «Was bedeutet die Aufarbeitung der Vergangenheit?» von Theodor W. Adorno mit Auszügen aus Felix Saltens Roman «Josefine Mutzenbacher». Zur Verwirrung und Verwunderung des Publikums und der Sittenwächter, die ihn daraufhin anzeigten und verurteilen ließen. Puls habe Kunst nur vorgetäuscht, um in Wahrheit Pornografie zu verbreiten, befand der Oberste Gerichtshof 1975. ■

I N F O
OHNE PAUSE (A 1986)
von Erwin Puls
GESPRÄCH MIT ERWIN PULS
(A 1988/2009)
von Michael Pilz
Mit einer Einführung von Dieter Schrage
22. Jänner, 20.00 Uhr
Metro Kino
Johannesgasse 4, 1010 Wien
Karten an der Abendkasse: 512 18 03
7 Euro

Die SchülerInnen der Glasergasse ehren einen subversiven Toten

Keiner Autorität gehorchen

«Du warst es / der nach London / fliehen musste / du warst es / der die besten Gedichte / verfasst hat / du bist es / den wir / nie / vergessen werden.» Joshua Miners, ein Schüler des Gymnasiums in der Glasergasse, hat diese kleine Hymne an den Lyriker Erich Fried geschrieben. Joshua's Deutschlehrer Wilhelm Urbanek stellte dem Augustin ein Schulprojekt vor, das mit der Herausgabe eines Buches über Erich Fried einen vorläufigen Abschluss fand. Frieds Aufforderung, nicht zu schweigen zu dem, was geschieht, empfehlen wir hiermit weiter ...

Erich hatte einige sehr ungesunde Essgewohnheiten; diese trugen wahrscheinlich das ihrige zu seinem frühen Tod bei. Manchmal schmierte er sich dick Butter auf ein Stück Brot und salzte das Ganze, schob es sich in den Mund, schluckte es als ein Ganzes runter und beklagte sich, dass nichts zu essen im Haus sei und er am Verhungern wäre. Ich erinnere mich an diverse samstägliche Mittagessen mit zahlreichen Gästen und sonstigen Verwandten, bei denen sehr häufig mit Absicht ein besonders ekeliges Konversationsthema ausgewählt wurde, damit die Gäste vom Essen abgehalten wurden. Mir schien das immer ein seltsamer, typischer Wiener Brauch zu sein. Es gab dann immer diesen Spruch: Was? Das ist ja nicht mal blutig! (...)

Er war eine unverwundliche Persönlichkeit mit starkem Geist und der Fähigkeit, ein hohes Maß an physischem wie auch psychischem Schmerz auszuhalten. Erich konnte sich eine kindliche Faszination beim Entdecken der ständig wachsenden Welt und ihrer Komplikationen bewahren. Er war immer daran interessiert, wie die Dinge um ihn herum funktionierten, von den großen und komplexen Dimensionen der ideologischen Basis politischer

und sozialer Systeme bis hin zur technischen Konstruktion eines Gedichtes oder von der Komplexität sprachlicher Formulierungen bis hin zur Frage, wie ein Schuh, eine Schachtel oder eine Maschine aufgebaut war. Er unternahm des Öfteren innovative, aber ästhetisch nicht sonderlich befriedigende Versuche, diverse Objekte oder Kleidungsstücke zu reparieren.

Menschen wie Erich Fried haben die Eigenschaft, dass bei ihnen das Private nicht leicht vom Öffentlichen zu trennen ist, ja, dass das Private identisch mit Arbeit und Beruf ist – jedes «private» Gespräch kann die Quelle eines Gedichts sein, auch jede Schlagzeile einer Zeitung, die man beim Frühstück durchblättert (bei JournalistInnen ist das zuweilen auch der Fall; ich hasse die Bürokratie, die mich zwingt, «Stundenlisten» auszufüllen, als ob ich meine Arbeitszeit von meiner Nichtarbeitszeit trennen könnte). Vielleicht ist aus seinem Interesse, wie eine Schachtel gefaltet ist, ein Gedicht über das Funktionieren einer Schachtel entstanden, ich werde bei Gelegenheit den Wilhelm Urbanek fragen; diesem leidenschaftlichen Fried-Fan traue ich zu, dass er alle Gedichte kennt. Die zitierten Einblicke in die häuslich-familiären Reservate des öffentlichen Menschen Erich Fried verdanken wir



Wilhelm Urbanek, Deutsch- und Geschichte-Lehrer, und die Germanistin Cornelia Sellner: Frieds Texte sind aktueller denn je

David Fried, der heute – fünfzigjährig – in London lebt.

David's Erinnerungen an seinen Vater sind einer von rund 20 Beiträgen zu Erich Fried, der vor etwas mehr als 20 Jahren als einer der bedeutendsten österreichischen Lyriker und Übersetzer starb. Diese Beiträge, zusammen mit dem Katalog der Ausstellung «Erich Fried 1938 1968 1988», die vergangenes Jahr im «Erinnerungsbunker» im Arne-Carlsson-Park, Wien 9, zu sehen war, sind im Buch «Gegen das Vergessen» zusammengefasst. Beide, Buch- und Ausstellungsproduktion, sind Resultate eines modellhaften Schulprojekts. Eines Projekts des Erich Fried Gymnasiums.

Das Fried-Gymnasium ist nicht Frieds Gymnasium!

Um einer Irritation vorzubeugen: Das Erich Fried Gymnasium ist nicht jenes in der Wasagasse, über das der Dichter notierte: «Ich ging ins Wasagymnasium, eine der berühmtesten und besten Mittelschulen Wiens. Etwa die Hälfte der Schüler waren Juden. Die Mehrzahl der christlichen Schüler war nationalsozialistisch (...) In unserer Klasse hat natürlich jeder von jedem gewusst, was er ist. Wir haben uns gestritten. Wir haben manchmal gerauft. Nie hat einer den

anderen denunziert. Weder ein Linker einen Rechten noch ein Rechter einen Linken.» Am 6. Mai 1938 musste Erich, als Nicht-Arier, die Schule verlassen. Da war es aus mit der Toleranz gegenüber Juden und Linken. Im August flüchtete er nach London. Eigentlich sollte die AHS in der Wasagasse den Ehrennamen Erich Fried Gymnasium tragen. Bis vor kurzem war hier jedoch nicht einmal eine Tafel angebracht, die an den Schüler Erich Fried erinnert. Das Desinteresse des dortigen Lehrkörpers und der Direktion, ihre SchülerInnen mit der Ideenwelt des Störenfrieds und bekennenden Linken zu infizieren, ist evident.

«In der Wasagasse sieht man in Fried immer noch den Kommunisten. Wenn ich nicht in der Glasergasse, sondern in der Wasagasse Deutsch- und Geschichtslehrer wäre, hätte ich wohl keine Bedingungen vorgefunden, ein Erinnerungsprojekt zu initiieren, wie das in unserer Schule möglich war», sagt Wilhelm Urbanek, der neben seinem Lehrerberuf auch das Bezirksmuseum Alsergrund und dessen Erich-Fried-Gedenktraum leitet. Schon seit zehn Jahren ist das Gymnasium in der Glasergasse nach Erich Fried benannt. Der Anlass war der zehnte Todestag des Autors, der 1998 beangangen wurde. Die FPÖ versuchte



Ein Fest für Erich Fried im Erich Fried-Gymnasium. Bedenkliche Identifikationsfigur, raunt es von rechts her

damals, einen Volksaufstand gegen diese Fried-Hommage anzuzetteln. Die Rechtspartei verteilte Flugblätter mit der «Rücktrittsaufforderung» an den damaligen SPÖ-Bezirksvorsteher, dem eine Liste von schweren Vergehen vorgeworfen wurde. Er unterlasse den Schutz der Jugendlichen vor Rauschgifthändlern und stehe hinter der Umbenennung der Schubert-Schule in Erich Fried Gymnasium. Erich Fried wurde in die Nähe der terroristischen Rote Armee Fraktion (RAF) gerückt.

Nebenbei: In ihrem Eifer griffen die Blauen peinlich daneben. Die Schubert-Schule, also die Lehranstalt von Franz Schuberts Vater, befand sich nicht in der Glasergasse, sondern in der Grünentorgasse. Sie wurde schon 1913 abgerissen. Heute existiert in dieser Gasse eine Volksschule, die mit einer Gedenktafel an Schubert erinnert. Haider's Mannen waren mit ihrem Kampfslogan «Rettet die Schubert-Schule» um 85 Jahre zu spät gekommen.

Auch diese gescheiterte ultrarechte Intervention gegen Erich Fried ist im Ausstellungskatalog dokumentiert. Schade, dass die Ausstellung

selbst im Arne-Carlsson-Park nicht verlängert werden konnte: Mit den SchülerInnen der 5A-Klasse (als sie mit ihrem Professor Urbanek das Fried-Projekt starteten, gingen sie noch in die 3A) stünden mittlerweile kompetente Fried-KennerInnen und FührerInnen durch den Erinnerungsbunker zur Verfügung. Aber die Arbeit ist ja nicht verloren. Die Ausstellung ist nach Deutschland verliehen worden und kann ansonsten über das Bezirksmuseum Alsergrund angefordert werden.

Erich Fried, die verkörperte Zivilcourage

Jemand hat die SchülerInnen befragt, warum sie bei dem Erich-Fried-Projekt mitmachten. Zwei Antworten gefallen mir besonders. «Ich mache mit, damit aus der Vergangenheit nicht die Zukunft wird», sagt Noah Stuefer, und die Antwort von Tomislav Stanic lautet: «Damit die Menschheit nie wieder etwas gegen sich selbst richtet.» Sollten Noah und Tomislav demnächst, wie vor ein paar Wochen die rebellischen griechischen SchülerInnen, gegen

Staatsgewalt, gegen das Autoritäre oder gegen die wirtschaftliche Gewalt auf die Straße gehen, werden sie wohl Zeilen aus Erich Fried's Gedichten auf ihre Transparente schreiben. Etwa Fried's coolsten Dauerbrenner, für jede Demo zweckdienlich, leicht auf alle Wände zu sprayen, tauglich als T-Shirt-Botschaft, allzeit praktikabel für jede der politischen Aufklärung verpflichtete Praxis, heute um eine Dimension aktueller als zu Fried's Zeiten: *Wer will / dass die Welt so bleibt / wie sie ist / der will nicht / dass sie bleibt.*

Fried könnte zur Identifikationsfigur des zivilen Ungehorsams werden. Der Schriftsteller und Poet Robert Schindel schreibt in seinem Beitrag zum Buch «Gegen das Vergessen» über Fried, das «Entscheidende seines Charakters» sei das Eintreten «für die Beleidigten, für die Gedemütigten, für die, die im Schatten stehen, gewesen. «Er war ein Mensch, bei dem das Wort Zivilcourage zutrifft. Das ist keine besonders verbreitete Eigenschaft in Österreich. Erich hat sich sozusagen von keiner Behörde, von keiner Autorität, von keiner Instanz etwas sagen lassen.» Die

Germanistin Cornelia Sellner, die zu Fried eine Diplomarbeit schrieb und Wilhelm Urbanek's Schulprojekt mitorganisierte, stellt in ihrem Buchbeitrag die Frage, ob Fried mit dieser Art «Heldenverehrung» einverstanden gewesen wäre. Sie bejaht diese Frage, indem sie auf Erinnerungen von Fried's Kindern zurückgreift, die das Bild einer «uneitlen Eitelkeit» hervorrufen: Ihr Vater sei sich seiner Stärken wohl bewusst gewesen. Und dann legt Cornelia Sellner ein Schäufelr Verehrung nach: Wenn Joan Baez, die amerikanische Sängerin und Menschenrechtsaktivistin, recht gehabt habe mit ihrem Urteil «Ein Idiot ist jemand, dessen Anblick einen lähmt; ein Held ist jemand, der den Leuten hilft, sich zu bewegen» – dann sei Erich Fried ein Held für sie.

Robert Sommer

INFO

Das Buch «Gegen das Vergessen – Erich Fried zum 20. Todestag» ist unter der E-Mail-Adresse bezirksmuseum@gmx.at und unter 0676/722 19 33 zu bestellen. 212 Seiten, 20 Euro plus Versandkosten.

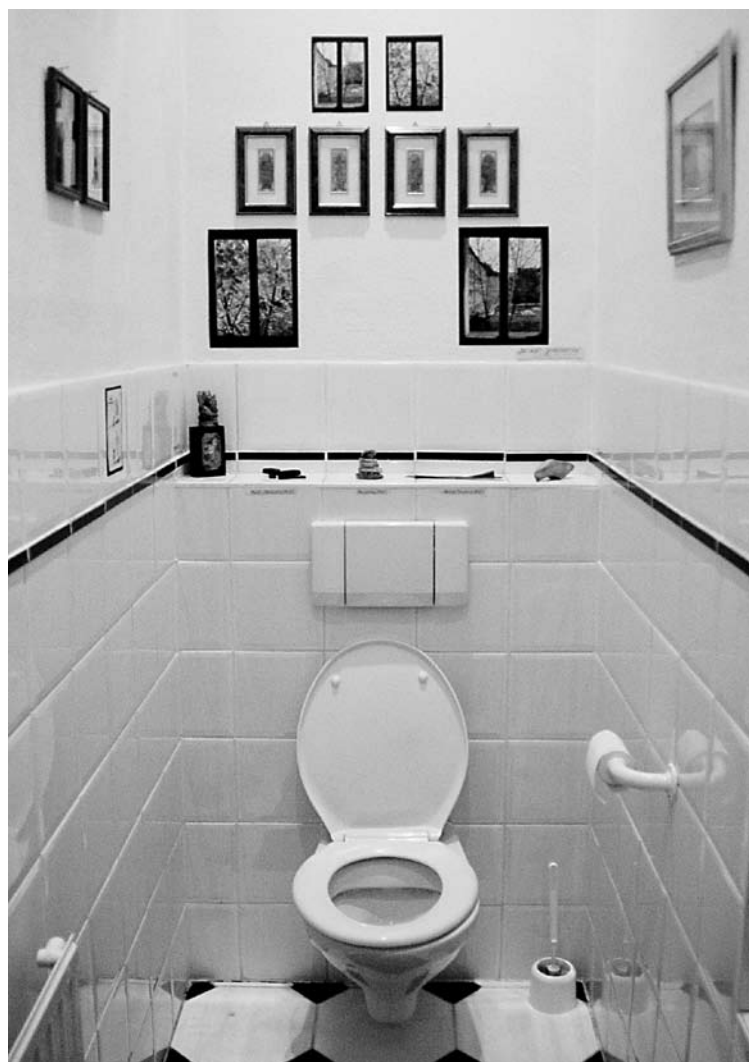
Victor Halb und sein privates «Museum für populäre und unpopuläre Kultur»

Kurator unter der Kuratel der Untertreibung

Frage: Streben Sie mit Ihrem Museum Subventionen oder eine sonstige staatliche Anerkennung an? Antwort: Ein klares Nein. Denn dies hätte dann zum Beispiel zur Folge: Victor Halb dürfte in seinen eigenen Wänden nicht mehr rauchen. Diese Klarstellung, die auf der Website des aus Nürnberg stammenden, seit 2004 in Wien lebenden Allroundkünstlers Victor Halb zu finden ist, lässt zumindest drei Schlüsse zu: Es handelt sich um ein Museum, das identisch ist mit Halbs Wohnung; in diesem Wohnungsmuseum darf geraucht werden; und schließlich: der «Direktor» des Museums legt Wert auf seine Positionierung außerhalb des staatlich geförderten und kommerziellen Kulturbetriebs.

Diese Attitüde von Staatsfeindlichkeit und Kommerzverachtung, so will mir nach mehreren Besuchen in Victor Halbs «Minimuseum» in der Messenhauergasse im 3. Bezirk und nach mehreren Gesprächen mit dem Museumsinhaber scheinen, zeugt von dem auf dem Feld der Kunst weit verbreiteten Vermögen, aus der Not eine Tugend zu machen. Beim letzten Gespräch ließ mich Victor Halb nämlich ein wenig in einen Tagtraum blicken: Die zum Museum umfunktionierte drei Räume seiner Wohnung, nämlich Klosett, Vorzimmer und Dichterszimmer, sind in einer Eins-zu-eins-Kopie bei der nächsten documenta in Kassel als Gesamtkunstwerk aufgestellt.

Seit dem November 2007 ist Victor Halbs neue Wohnung werktags als «Museum für populäre und unpopuläre Kultur» und punktuell als «Literarischer Salon» zu betreten. Wer bereit ist, einen Euro Eintritt zu zahlen und sich auf das Abenteuer einzulassen, der oder die nimmt quasi an Victor Halbs Performance der «Museumsführung» teil, deren



Ein Nebentrakt des Museums: Herrn Halbs Klosett

Regeln er oder sie sich unterordnen muss: Ausschalten der Mobiltelefone, Einnehmen des obligatorischen Minimuseum-Imbisses, Respektieren der bedingungslosen Erlaubnis zum Rauchen, Unterlassen jeder Berührung der auf dem Dichterschreibtisch befindlichen Manuskripte und Utensilien, Aufmerksamkeit beim abschließenden Vortrag eines literarischen Kurztexzes etc. Victor Halb spielt einen Kurator, der statt unter der Kuratel der Subventionsgeber unter dem selbst gewählten Joch der Prinzipien Anspruchslosigkeit, Zurücknahme und Selbstbeschränkung steht.

Eine Augustin-Empfehlung: Ersuchen Sie den Herrn Museumsdirektor, aus der jüngsten Ausgabe seiner absolut unregelmäßig erscheinenden Zeitschrift «Literarischer Zeitvertreib» zu lesen. Die Hauptstory darin ist die lange Geschichte der Absagen, die Dokumentation des Scheiterns. Victor Halb lässt uns teilnehmen an seinen vergeblichen Anstrengungen, sein Buchmanuskript «Philosoph auf Reisen» in irgendeinem Verlag unterzubringen. Vor allem stört ihn, dass man nichts erfährt über die Gründe der Ablehnung. Eines der reichlich zitierten Feedbacks: «Sehr geehrter Herr Halb, haben Sie

vielen Dank für Ihre Zuschrift, mit der Sie uns Ihr Manuskript ‚Philosoph auf Reisen‘ zur Publikation anbieten. Wir haben es sehr sorgfältig geprüft. Von einer Veröffentlichung möchten wir jedoch absehen, da es leider nicht die Art Stoff ist, nach der wir derzeit für unser Verlagsprogramm Ausschau halten. Betrachten Sie dies bitte nicht als ein Qualitätsurteil und haben Sie Verständnis dafür, dass die Vielzahl der zu sichtenen Manuskripte eine individuelle Bewertung nicht zulässt ...»

Kunstabweiser, Drucksachwarte, Quellversiegler

Die Geschichte ist voller emotionaler Eruptionen – Victor Halb an die Adresse der Verlage: «Ihr Ignoranten! Kunstabweiser! Ihr nichtswürdigen Nichtsverleger! Ihr Triebzertreter! Quellversiegler! Ihr zeitgeistnahen Dünnschissisten! Ihr Puschgewöhner! Drucksachwarte! ...» Und endet mit einem konstruktiven Vorschlag: Die Verlage des deutschen Sprachgebiets sollten angesichts der nicht mehr zu bearbeitenden Manuskriptberge aufhören, den Autoren falsche Hoffnungen zu machen. Sie sollten sich an amerikanischen Verlagen ein Beispiel nehmen, auf deren Websites man klipp und klar lesen kann: «Unverlangt eingesandte Manuskripte landen grundsätzlich im Papierkorb.»

Victor Halb lässt offen, inwieweit er mit dieser Distanzierung des Kulturbetriebs von seiner Person kokettiert. Ich spüre auch eine Prise Selbstmitleid in seiner Selbstdarstellung als glücklicher Versager. Wie zum Selbsttrost streut er plaudernd die Chuzpe der deutschen Satirezeitschrift «Pardon» ein, die hapfenweise Weltliteratur – konkret Ausschnitte aus Robert Musils Roman «Der Mann ohne Eigenschaften» – an Verlage schickte, getarnt als Manuskripte von Newcomern. Die Texte hatten keine Chance.

Jedenfalls neigen sich Gespräche mit Victor Halb gerne dieser «Kunst



Victor Halb an seinem Dichter-Tisch. Kleines Foto: Audio-Guide für's Museum – «von dem leider niemand Gebrauch macht»

Aktivist der sich selbst als Avantgarde der Staatsfeindlichkeit definierenden «Autonomen». Mittlerweile, durch das Gewährwerden von Massendynamiken und deren Risiken gereift, lässt Victor Halb gewisse Autoritäten zu. «Meine Säulenheiligen sind Theodor Adorno, Sigmund Freud, Karl Kraus und Karl Marx», sagt Victor Halb. «Merke: Zwei davon sind Österreicher. Vielleicht hat es mich deshalb nach Wien verschlagen.» Bei Kraus fasziniert ihn vor allem das Niveau der Sprachkritik. Dass diese im Deutschunterricht österreichischer und deutscher Schulen keine Rolle spielen, sei ihm unverständlich. Ein Sprachlehrbuch nach Karl Kraus antizipierend, fasste Halb die wichtigsten sprachkritischen Texte des großen Wiener Satirikers deshalb in einem Eigenverlags-Handbuch zusammen.

Weil das Scheitern kaum ertragreich ist ...

Wie sehr KünstlerInnen verarmen können, auch wenn sie durchaus nicht der Kategorie der Gescheiterten zugehören, ist an einer anderen Stelle dieses Blattes anhand der Studie zur sozialen Lage der KünstlerInnen

ausgeführt. Und weil das Scheitern nur in den wenigsten Fällen ertragreich ist, braucht Halb so genannte Brotberufe. In seiner Nürnberger Zeit war es das Taxifahren (sein 2001 vollendetes «Taxitagebuch» dokumentiert diesen Lebensabschnitt), in Wien ist es das Fotografieren, das ihn überleben lässt. Beide Jobs berührt(en) die künstlerische Seite von Victor Halbs Leben. Sein Minimuseum wäre ohne seine Fotostrecken unvollständig, und im Taxi wurden alle Wartezeiten auf den nächsten Kunden auf die Lektüre der «Fackel» verwendet.

In der «Fleischerei», einem Wiener Kunst- und Diskursraum, hielt Victor Halb den Vortrag «Von der Möglichkeit, die Welt zu verändern». Dafür stylte er sich retro in seine Zeit als Autonomer. Als Gegenwärtiger ist sich Halb nicht so sicher wie damals, was die Veränderbarkeit der Welt betrifft. Zu sehr, das erkenne er nun, habe der Kapitalismus sich in unserem Geist eingenistet, unseren Charakter beschädigt. Nicht die besten Voraussetzungen, um aus den Lernprozessen, die die Pfuinanzkrise ermöglichen könnte, eine Situation des Aufbruchs entstehen zu lassen. Aus Island, dem ersten europäischen

Land des Staats- und Wirtschaftsbankrotts, kam die Nachricht, dass die Menschen nun so viele Bücher wie nie konsumieren. Vielleicht sollte man dem Dichter und Museumsbesitzer Victor Halb raten, seinen «Philosoph auf Reisen» ins Isländische zu übersetzen.

Robert Sommer



I N F O

5. Literarischer Salon in Halbs Minimuseum Dienstag, 27. Jänner

19 Uhr: Möglichkeit zur Kurzführung durchs Museum

19.30 Uhr: Verkostung der «Philosophischen Jahressuppe»

20 Uhr: Doppellesung Walter Meissl und Victor Halb

Seit einem Jahr wurde täglich von wechselnden Köchen und Köchinnen in verschiedenen Ländern Europas an der «Philosophischen Jahressuppe» gekocht. Dabei wanderte ein halber Liter der Suppe jeden Tag weiter und diente dann jeweils als Basis für die nächste Suppe. Dazu: www.philosophischesreisebuero.net

www.victorhalb.at
Minimuseum: Geöffnet in der Regel werktags von 9.00 bis 16.30 Uhr und nur nach Absprache telefonisch unter 0650/58 13 066 oder per E-Mail an info@victorhalb.at.

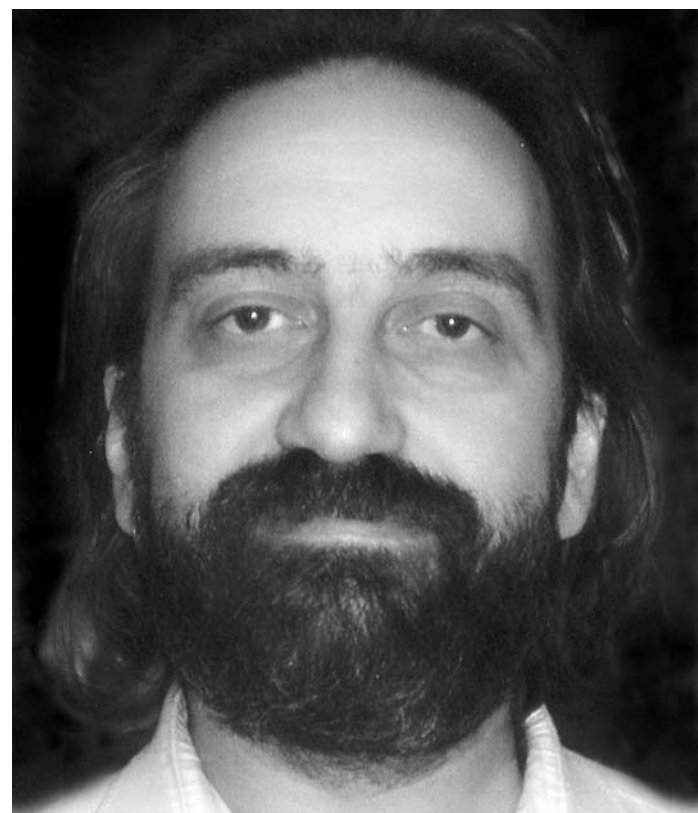
37 Prozent der Kulturschaffenden leben unter der Armutsgrenze

3 Verkörperungen einer Statistik

Gottfried Helnwein, DJ Ötzi und Adi Hirschal finden, dass Kunst ertragreich sei. Susi Schelepa, Petra Wetzel und Gerhard Wohlfahrt werden dem kaum widersprechen. Seit die SozialforscherInnen aber – im Auftrag der Kunstministerin – ihre Studie «Zur sozialen Lage der Künstler und Künstlerinnen in Österreich» abgeschlossen haben, wissen sie, in welchem Ausmaß Kulturschaffende zu den Gestrandeten zählen. Ihr mittleres Monatseinkommen liegt mit rund 1.000 Euro nur knapp über der offiziellen Armutgefährdungsgrenze (2006: 893 Euro monatlich) und deutlich unter dem mittleren Einkommen der österreichischen Gesamtbevölkerung (2006: monatlich 1.488 Euro). Unterhalb der Armutgefährdungsgrenze leben 37 Prozent der Kunstschaffenden – dieser Anteil beträgt in der Gesamtbevölkerung 13 Prozent und unter allen Erwerbstätigen 7 Prozent. Sechs Kulturschaffende – Fallstudien zur Studie – haben dem Augustin freimütig Auskunft über ihre Lage gegeben, drei davon in dieser Ausgabe; Fortsetzung folgt.

Bruno Max, Theaterleiter

«Es sind zurzeit nicht mehr als 5 bis 6 Theater, die ihre Schauspieler fix anstellen. Das sind die großen Häuser. Waren noch vor 20 oder 30 Jahren 80 Prozent der darstellenden Künstler fix angestellt und nur 20 Prozent freischaffend, so hat sich heute die Lage genau umgekehrt.» Das ist die ernüchternde Aussage von Bruno Max. Er leitet drei Theater: die Scala im 4. Wiener Gemeindebezirk, das Stadttheater in Mödling und – während der Sommermonate – ebendort den Bunker. Für diese drei Bühnen beschäftigt er an die 70 Schauspieler und erarbeitet mit ihnen 18 Produktionen im Jahr – bei einer Subvention



«Wurschteln bis zur Selbstaubeutung»: Bruno Max

von nur 300.000 Euro vonseiten der Stadt Wien. Gäbe es nicht Synergien, die sich aus Zuschüssen durch die Spielstätten in Niederösterreich ergeben, könnte er in Wien gar nicht spielen, meint Bruno Max. Dann gäbe es bestenfalls 5 bis 6 Premieren im Jahr und Beschäftigung für nur ca. 25 Schauspieler.

Auch er kann – wie viele seiner Kollegen – erst mit Premierenbeginn seine Künstler ordnungsgemäß anstellen. Für die Probenzeit müssen sie nur pauschal abgefunden werden.

Wir kommen auch auf die «armen Kellertheater» zu sprechen. Denn daran bestehe kein Zweifel: Die künstlerische Vielfalt ist unabdingbar. Von der freien Theaterszene kämen doch immer wieder wesentliche Impulse. Dort spielen die Schauspieler oft um 35 Euro pro Abend, erhalten häufig keine Gage für die Zeit der Proben. Oder sie arbeiten auf «Teilung», das heißt, was abends reinkommt, wird geteilt.

Bruno Max veranschlagt für seine Neuinszenierungen 4 bis 6 Wochen Probezeit. Gibt es 20 Vorstellungen des jeweiligen Stücks, haben die Schauspieler zweieinhalb bis drei Monate Arbeit. Dafür bekommen sie insgesamt 3.000 Euro (brutto!). Wie niedrig das durchschnittliche Monatseinkommen ist, liegt auf der Hand.

«Wir zahlen allen Mitwirkenden gleich viel, alle Schauspieler haben eine fundierte Ausbildung hinter sich, die Hälfte von ihnen hat ein Konservatorium oder das Reinhardt-Seminar absolviert.»

Bei der Verteilung der Subventionsgelder für 2009 ff. durch Ministerin Claudia Schmied wurde Bruno Max unbegründet keine Vierjahresförderung zugesagt.

«Ich bin am Hungern und muss mich – typisch österreichisch – fortwurschteln.» Man vertröstet ihn, es werde schon irgendwie weitergehen. «Wenn morgen die Beamten wechseln, kann's sein, dass ich keinen

Schilling krieg.» Nichts ist einklagbar. Die kleinen Theater und freien Gruppen seien doch wichtige Arbeitgeber. In Wien lebten 500 bis 600 Menschen davon, eher schlecht als recht, aber doch, meint er mit Überzeugung.

Bruno Max und seine Schauspieler bringen immer wieder bemerkenswerte, spannende, ungewöhnliche Stücke auf die drei Bühnen, haben meist viel Publikumszuspruch. «Die Erfolge steckt sich dann die Stadt Wien auf den Hut, und wir wurschteln weiter bis zur Selbstaubeutung.»

Unser Gespräch endet mit einem ernüchternden Resümee: «Wenn man's mit wenig Geld schafft, gibt es vonseiten der Subventionsgeber keinen Grund, einem mehr zu geben. Und wenn man's ohne Geld schafft, gibt es keinen Grund, einem überhaupt etwas zu geben.»

Soziale Kulturpolitik also.

Margot Hruby, SchauspielerIn

Im Café Rüdigerhof treffe ich Margot Hruby, die vor zwei Jahren einen für sie sehr schmerzhaften Entschluss fassen musste: mit der Schauspielerei aufzuhören. Und das aus mehreren Gründen. Sie, die mit großem Engagement an innovativen Theaterprojekten in den «goldenen 80er Jahren» teilnahm, bei den «Chauvinisten» von Hubsli Kramar mit dabei war, im Kabelwerk Hamlets Mutter, die alte Peachum aus der «Dreigroschenoper» mit Hansi Lang gab, mit Soloprogrammen in der Gruppe 80 und im Metropol auftrat, mit einigen Produktionen auf Tournee ging – nach Hamburg, Berlin –, wollte nie «gefälliges Theater» machen. «Kunst muss frei sein. Kunst muss Kanten haben», ist ihre feste Überzeugung. «Gefälliges Theater» ist für Margot Hruby «entwürdigende Animiertätigkeit». Eine solche auszuführen, sah sie sich später leider genötigt, um als Alleinerzieherin von zwei Kindern überleben zu können. «Es war nicht mehr um der Kunst willen, sondern des notwendigen Geldes wegen.»

Wo gebe es heute noch dieses innovative, engagierte Theater, frage ich. Dieses wurde, so meint Margot Hruby, langsam ausgehungert. Sie möchte niemanden mehr «bedienen». Wenn Theater, dann «wirklich freies, lebendiges, das auch das Scheitern erlaubt», denn Kunst brauche ihren «Auslauf, ihre Bocksprünge».

Sie ist noch immer voll Ideen, schreibt an Soloprogrammen. «Wenn ich dann aber Subventionsanträge gefällig und bittstellerisch formulieren muss, ist die KUNST schon kaputt.»

Der Schlussstrich unter die Theaterlaufbahn war dick und schmerzhaft. Auch das Springen zwischen künstlerischer Tätigkeit und Arbeitsloser. Das für sie unzumutbare Kursangebot des AMS, das den Staat so viel Geld kostet, ist für sie vergebene Mühe, verlorene Zeit. Eine Ausbildung zur Immobilienmaklerin schien noch eine Chance für einen beruflichen Neuanfang zu versprechen. Dann Arbeit bei einer Maklerfirma, die aber bald darauf in Konkurs ging.

Aber wie soll's, wie kann's weitergehen? «Ich will zulassen, was in mir entsteht. Es wird etwas sein, etwas Eigenes, Unsubventioniertes. Ich will es riskieren.» Ich wünsche Ihnen viel Glück, Frau Hruby.

Dann – am Schluss unseres Gesprächs – noch ein Gedanke: Da sitzen unbeschäftigte Künstler verschiedener Bereiche in sündteuren AMS-Kursen. Reine Zeit- und Geldverschwendung. «Mein Vorschlag: Gebt uns anstelle der Kosten für diese sinnentleerten Kurse das Geld, und wir machen damit eine gute Theaterproduktion.» Na also!

Christine Werner, Schriftstellerin und Fotografin

«Ich bin der Meinung, dass der Staat die Aufgabe hat, Kunst zu fördern. Ich finde es erniedrigend, in einer Tour betteln, bitten und buckeln zu müssen, um ein Arbeitsstipendium zu bekommen, und dann immer wieder blöde Absagen zu erhalten.» Das ist das Resümee jahrelanger Erfahrung einer Künstlerin, die Werke schafft, die es verdienten, gefördert zu werden.

Christine Werner ist Dramatikerin, Lyrikerin, Verfasserin von Hörspielen und Romanen. Ihr Interesse fokussiert sich vor allem auf authentische österreichische Frauenschicksale während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Der Roman «Wien ist nicht Chicago» zum Beispiel basiert auf den über acht Jahre geführten Tagebuchaufzeichnungen der



«Betteln, bitten, buckeln»: Christine Werner

Emmy Mahler, die – aus einer Industriellenfamilie stammend – durch «Arisierung» der in Gmünd ansässigen Fabrik ins Exil getrieben wurde. Christine Werner recherchierte für ihren Roman sogar vor Ort in Chicago, wo sie den noch dort lebenden Sohn der Emmy Mahler ausfindig machen und interviewen konnte. Aus eigenen Mitteln.

Vier Romane sind bisher von Christine Werner in Kleinverlagen erschienen. Vorwiegend mit frauenspezifischen Themen. Kann man nicht einiges Geld durch Lesungen lukrieren? «Für Lesungen wird man kaum bezahlt. Denn – so wird argumentiert – diese würden ohnehin honoriert durch Eigenwerbung.»

Dann gibt es auch die Möglichkeit, um Subventionen für künstlerische Großprojekte einzureichen. Eines davon organisierte sie – das Waldviertel-Festival. Da bleibt aber auch nicht viel über, denn die Gelder werden an alle verteilt, die am Projekt beteiligt sind. Und an solche gut dotierten Projekte müsse man erst herankommen, das heißt viele Kontakte pflegen. «Ich will kein Projekt-hai sein. Und das Adabei-Getue widert mich an.»

Parallel zum Schreiben gibt es auch die Fotografie. Es begann mit Porträts von Menschen, die ihr zufällig begegneten, Straßenkünstler zum Beispiel, Musikanten. Dann folgten Fotoserien von Demonstrationen,

Roma-Festen, Theaterproduktionen der Off-Szene. Die Bilder stellt sie ins Internet, verfasst dazu kleine Texte und vernetzt sich mit Fotogalerien ähnlich arbeitender KünstlerInnen.

Politisch und sozialkritisch orientiert waren ihre Kunstaktionen während der schwarz-blauen Regierungszeit. An den Dollfuß-Gedenktagen am Hietzinger Friedhof inszenierte sie zum Beispiel in einer Protestaktion gegen die offizielle Kranzniederlegung die «Zu-Grabe-Tragung der Demokratie». Am Fleischmarkt (nahe einer Abtreibungsklinik) legte sich Christine Werner blutbeschmiert auf eine Bahre – begleitet von der Aktionsgruppe Aliens –, um die lebensgefährdende Situation einer Frau durch den Eingriff einer «Engelmacherin» zu demonstrieren. Von solchen und ähnlichen Aktionen hat die Künstlerin sich heute entfernt. Sie will schreiben um alle verteilt, die am Projekt beteiligt sind. Und an solche gut dotierten Projekte müsse man erst herankommen, das heißt viele Kontakte pflegen. «Ich will kein Projekt-hai sein. Und das Adabei-Getue widert mich an.»

Ein äußerst mühsames Unterfangen ohne jegliche Sicherheit.

Barbara Huemer



«Unzumutbare Hilfe vom AMS»: Margot Hruby

Ilir Ferra, Preisträger bei «Schreiben zwischen den Kulturen 2008», im Gespräch

Schreiben wie ein Tier

Seit 12 Jahren vergibt der im Amerlinghaus beheimatete Verein edition exil den Literaturpreis «Schreiben zwischen den Kulturen». Bekannte AutorInnen wie Dimitré Dinev, Jula Rabinowich und Alma Hadzibeganovic erhielten durch diesen Preis zum ersten Mal jene Aufmerksamkeit, die ihnen den Sprung in die literarische Öffentlichkeit ermöglichte. Ilir Ferra, einem der Preisträger von 2008, ist zu wünschen, dass seinen Texten bald ein ähnliches Echo beschieden sein wird. In seiner Prosa und seinen Gedichten hat der 1974 in der albanischen Hafenstadt Durrës geborene und 1991 nach Österreich geflohene Autor einen Stil entwickelt, den er selbst «filmisch» nennt. Ferra arbeitet als Übersetzer und Konferenzdolmetscher in Wien; seine überwiegend auf Deutsch verfasste literarische Arbeit konzentriert sich derzeit auf die Fertigstellung eines Romanmanuskripts mit dem Arbeitstitel «Ausland».

Du hast auf deiner Flucht und auch später Dinge erlebt, die extrem prägend sind. Als österreichischer Soldat etwa musstest du genau an jener Stelle patrouillieren, an der zuvor deine Familie über die Grenze geflohen war. Siehst du dein Schreiben als Möglichkeit, solche existenziellen Erfahrungen zu verarbeiten?

In meinem Schreiben bin ich auf keine Möglichkeit gestoßen, eine Geschichte genau so zu verarbeiten, wie sie mir zugestoßen ist. Ich versuche

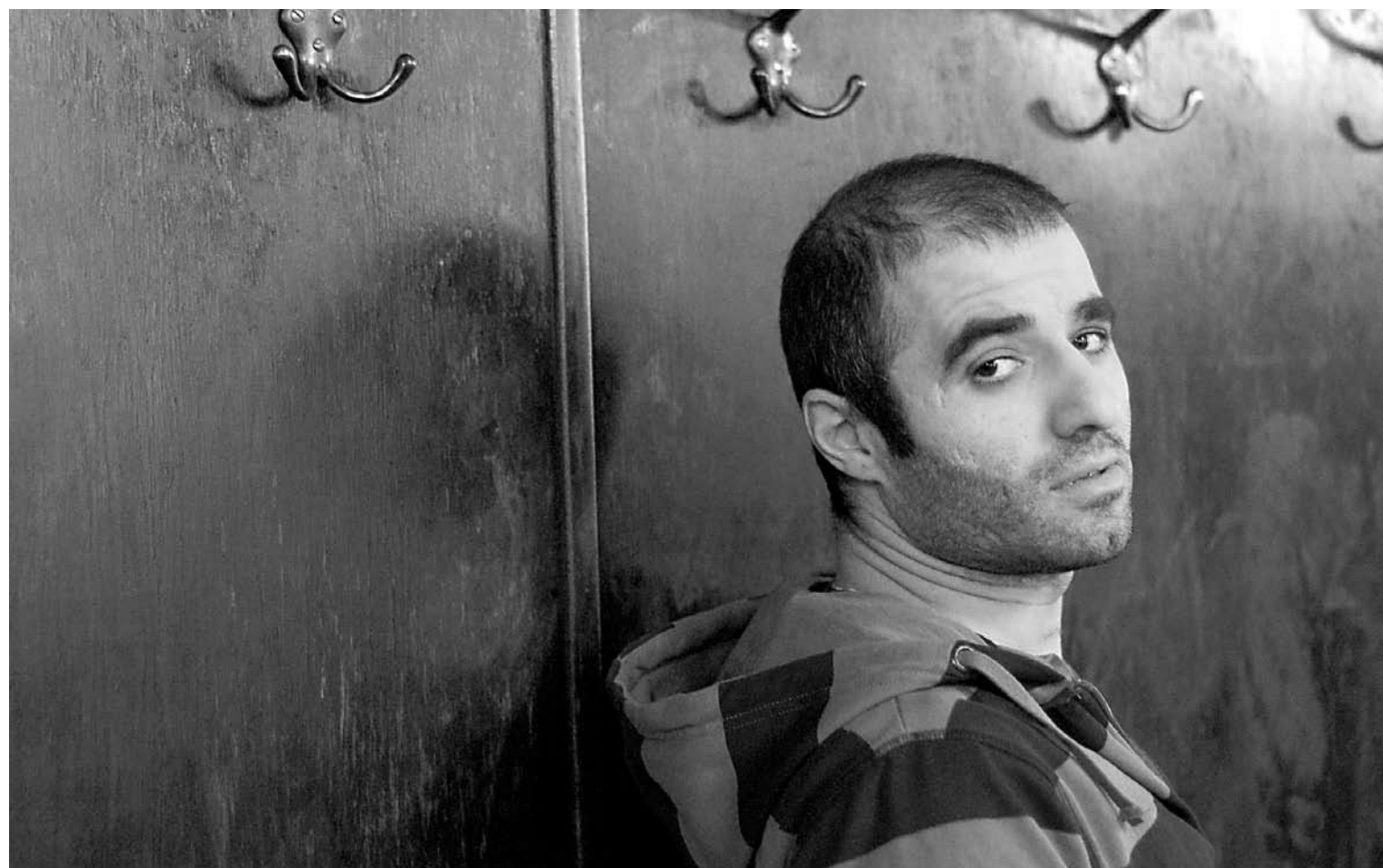
eher, ganz andere Umstände zu erzeugen, in denen aber ähnliche oder gleiche Empfindungen entstehen. Wenn ich versuche, Erlebnisse quasi 1 zu 1 darzustellen, kommt mir das oft zu platt vor, was vermutlich damit zu tun hat, dass man im Erzählen immer vereinfachen muss. Als ich an der Grenze stand, war ich eben nicht nur der Soldat, der darauf aufpasst, dass keiner reinkommt, sondern gleichzeitig auch der ehemalige Flüchtling. Ich war auf einer bestimmten Ebene ähnlich machtlos wie die Leute, die rüberkamen.

Ich erfuhr ein zweites Mal, wie es ist, wenn man von seiner eigenen Geschichte als Mensch abgetrennt ist.

Spiegelt sich in dieser gefühlten Machtlosigkeit wider, was du als Kind und Jugendlicher zur Zeit der Diktatur in Albanien erlebt hast?

Als Kind hatte ich noch kein solches Bedürfnis nach Erkenntnis und konnte das Leben – ohne wirkliches Bewusstsein – genießen, mit allem, was dazugehört: unglücklich verliebt sein, mit Freunden streiten, aber auch

viel unternehmen. Das Einzige, wo ich die Machtlosigkeit gespürt habe, war die Schule. In Österreich habe ich das auf einer anderen Ebene viel stärker erlebt: Ich konnte ja die Sprache nicht, was mich in eine viel größere Machtlosigkeit als in Albanien versetzte, weil ich dort ja alle Nuancen und Zwischentöne meiner Muttersprache deuten und selbst nutzen konnte. Ich war sozusagen einer ganz selbstverständlichen Machtlosigkeit ausgeliefert, die man als Kind ja nicht hinterfragt. Das Einzige, was man hinterfragt, sind die Grenzen, in



«Wenn wir am Strand gegessen sind, haben wir uns gedacht, auf der anderen Seite ist es ganz anders ...»

FOTOS: MAGDALENA BIASZCZYK

denen man lebt. Wenn wir in Durrës am Strand gegessen sind, haben wir uns gedacht, auf der anderen Seite ist es ganz anders, ohne eine genaue Vorstellung davon zu haben.

Das steht im Gegensatz zu der Erfahrung, die du in Österreich gemacht hast: immer wieder Leute zu treffen, die dir wortreich deine frühere Heimat erklärt haben ...

Mir ist es manchmal passiert, dass mir Leute im Gespräch zwei, drei Dinge über Albanien präsentiert haben, die sie ganz genau zu wissen vermeinten. Ich war oft versucht, diese Leute zu fragen, ob sie das, was sie mir erzählen, denn auch persönlich miterlebt haben. Meist hat sich herausgestellt, dass ich der erste wirkliche Albaner in ihrem Leben war. Vielleicht empfinde ich das nur so, weil ich aus diesem Land komme, aber irgendwie scheint mir Albanien prädestiniert für solche Vereinfachungen zu sein. Es ist so ähnlich wie beim Schreiben: Man muss wohl mit einer Vereinfachung beginnen. Man fixiert sich auf einen Aspekt der Geschichte eines Einzelnen. In Bezug auf Meinungen ist der Ausgangspunkt oft eine Nachricht, die man gehört hat. Jeder Erzähler, auf den du triffst, hat diese Nachricht weiter gefiltert. Am Ende begegnet man einem Bild, das einem fremd ist – obwohl man vielleicht mit dem Gegenstand der Nachricht vertrauter ist als der Überbringer.

Einmal habe ich im österreichischen Fernsehen einen Reporter vor den schönen Stadtmauern von Durrës stehen sehen, der sagte: «Das ist eine Idylle, aber die trügt. Albanien ist nicht so.» Das ist aber genau die Gegend, wo ich aufgewachsen bin. Dieser Reporter hat der Wirklichkeit meiner Kindheit in einem Nebensatz die Existenz abgesprochen.

Entsteht im Schreiben ein Gegenentwurf, ein Bild jener Komplexität, die in der Rede der Wirklichkeit vom Verschwinden bedroht ist?

Die Komplexität des Lebens abzubilden ist meiner Meinung nach unmöglich. Nimm einen Film wie «Teorema» des italienischen Regisseurs Pier Paolo Pasolini: Die Geschichte selbst ist die reinste Vereinfachung, aber ich kenne kein stärkeres, kein genaueres Bild für das, was im Leben passiert. Von meinem Schreiben



Ilir Ferra (links) im Gespräch mit Helmut Neundlinger über den magischen Moment des Schreibens

verlange ich etwas Ähnliches, und das ist vermutlich auch der Grund, warum ich es eher als filmisch empfinde denn als literarisch.

Worin besteht für dich da der Unterschied?

Es gibt natürlich unterschiedliche Formen des literarischen Schreibens. Die, die ich in Österreich kennengelernt habe, erscheint mir oft als sehr intellektuell und konfrontiert mich mit einem alles durchleuchtenden Autor-Blick. Mir persönlich näher ist eine andere Tradition des Schreibens, etwa jene des südafrikanischen Nobelpreisträgers J. M. Coetzee: sehr einfach und trotzdem getragen vom ganzen Bewusstsein der Schwierigkeit zu existieren. Ich denke, dass ein Tier so schreiben würde, wenn es schreiben könnte. Der magische Moment des Schreibens besteht für mich nicht in einem Durchdringen, sondern in einem gleichsam animalischen Dasein, in dem ich die Macht, nach der es den Menschen immer verlangt, von mir ablege. Das heißt für mich, sich beim Schreiben ganz auf eine Situation einzulassen. Im Idealfall – etwa bei Pasolini – ist jedes einzelne Bild von der Idee der ganzen Geschichte durchdrungen.

Du hast dein Studium der Übersetzungswissenschaften mit einer Arbeit über den sizilianischen Autor Elio Vittorini abgeschlossen.

Ist sein Schreiben auch ein Vorbild für dich?

Für mich sind bei Vittorini zwei Dinge ganz entscheidend: einerseits seine ablehnende Haltung gegenüber dem zu seiner Zeit herrschenden faschistischen Regime, andererseits seine Offenheit gegenüber sich selbst, gegenüber seiner eigenen Vergangenheit. Sein Schreiben ist politisch, aber im selben Maß auch persönlich, die Beschreibung eines Menschwerdens. Ein Autor muss sich letztlich immer mit dem Auseinandersetzen und Abfinden, was er im Lauf der Geschichte geworden ist.

Wie empfindest du deine Arbeit als Übersetzer?

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass Übersetzen im Grunde ein endloser Prozess ist. Man hat nicht die Möglichkeit, sämtliche Aspekte eines Wortes in der Übersetzung einzufangen – jedenfalls nicht in der Zeit, in der man mit der Arbeit fertig werden muss. Oft kann es passieren, dass man sich auf eine Bedeutung fixiert und erst sehr viel später, beim Einkaufen etwa, auf eine ganz andere Lösung stößt, die einem plötzlich weitaus angemessener erscheint.

Fühlst du dich in deiner Rolle als Dolmetscher manchmal als jenes Tier, das du als Schriftsteller gerne wärest? Hierbei musst du ja sehr viel instinktiv, aus dem Moment heraus entscheiden, oder?

Als Dolmetscher arbeitest du mit Denkmustern. In jedem Satzanfang lassen sich die Strukturen des ganzen Satzes bereits erkennen. Du kannst aber auf zwei verschiedene Arten damit operieren: Entweder versetzt du dich total in die Person hinein, die du dolmetschst, und gibst dich vollkommen auf, oder du siehst das Ganze eher handwerklich und machst deinen Job. Ich versuche meist, gleichsam aus dem Mund des anderen zu sprechen.

Das klingt so, als würdest du den anderen in eine literarische Figur verwandeln, die du gerade erfindest ...

Ich vereinfache ihn zu einer solchen. Ich muss bei meiner Arbeit oft mit einem einzigen Blick all die relevanten Aspekte des Wesens einer Person herausfinden.

Meiner Erfahrung nach führt dieses Sich-Einlassen zu sehr guten Resultaten. So ähnlich empfinde ich das auch beim literarischen Übersetzen: Wenn du dich als ganze Person in den Autor hineinversetzt, wirst du auch zu befriedigenden Ergebnissen gelangen. Ich merke beim Dolmetschen, dass ich doch eigentlich Übersetzer bin und nicht Dolmetscher, auch wenn Letzteres die viel abenteuerlichere Sache ist.

Mit Ilir Ferra sprach Helmut Neundlinger

10 Tage als Straßenmusiker am Rande der Obdachlosigkeit

Zwischen den Welten



ILLUSTRATION: G. TOFFALEW/BERGER

Eigentlich bin ich Schriftsteller. Es war die knappe Kasse, die mich bewogen hatte, auf die Straße zu gehen und dort mein Glück als Musiker zu versuchen. Ausgerüstet mit Gitarre und Mundharmonika und bald an die 60 Liedern, hatte ich zu Hause in Wels in Kürze so manchen Zuhörer auf meiner Seite und nicht selten 20 Euro pro Stunde in der Tasche. Doch die Zeitbegrenzung auf maximal 2 Stunden täglich (streng bewacht von einem furchtbar wichtigen Magistratsbeamten) und 3 Wochen Regenwetter, die neuerlich ein Loch in meine Kasse rissen, ließen mich schließlich nach Wien aufbrechen. Endlich, nach drei langen Jahren, würde ich meine zweite Heimat wiedersehen. Wenn ich dort jeden Tag 5 bis 6 Stunden spielen würde, so mein Plan, wäre rasch das Geld für die offenen Rechnungen erwirtschaftet.

Doch es sollte anders kommen, ganz anders. Eine erste Hoffnung, im Prater ein entspanntes und gut gelauntes Publikum anzutreffen, machte mir das dortige Management zunichte. Der Prater sei privat, ließ man mich wissen. Hier gebe es keine Straßenmusiker, auch wenn die Stadt Wien den Platz vor dem Riesenrad in ihrer Straßenmusik-Liste führe. Kein höfliches «Tut uns leid», kein freundliches Ersuchen um Verständnis, vielmehr ein herrisch-befehlendes «BASTA».

Genau dieses herablassende Verhalten habender Kreise ist es, das in solchen Situationen meinen Zorn hochkochen lässt. Bevor ich gehe, rufe ich in den noblen neuen Eingangsbereich zum Riesenrad: «Scheiß Kapitalisten! Das Geld der Steuerzahler nehmen, aber die freie Kunst behindern.» Dann

gehe ich, bevor mir der gar nicht mehr so noble Herr eine scheuern kann (was er dem Gesichtsausdruck nach gerne täte). Dabei bin ich durchaus ein Freund der freien Marktwirtschaft, wenn sie vernünftig geregelt ist und die Mittel für die Grundbedürfnisse gerecht verteilt werden. Nackte Profitgier und elitäre Arroganz hingegen bringen mich auf die sprichwörtliche Palme. Es sollte aber nicht das letzte Mal sein, dass mir diese Haltung auf den Straßen Wiens begegnet.

Doch vorerst bin ich noch grundsätzlich guter Dinge. Auf der Suche nach einem geeigneten Spielort lande ich nach einiger Zeit des erfolglosen Suchens am Ausgang der U-Bahn-Station Karlsplatz in Richtung Resselpark. Nach der erlaubten Spielzeit habe ich etwa 10 bis 15 Euro eingespielt. Weniger, als ich von zu Hause gewohnt bin, aber immerhin ein Anfang. Es bleiben ja noch genug Plätze in der Weltstadt Wien.

Ein Freund und Schriftstellerkollege bringt mich eine Nacht bei seinem Bekannten (auch ein Kollege) unter. Die Nacht ist nicht besonders bequem, nur eine dünne Decke, kein Polster. Morgens verzichte ich auf Frühstück, um nicht zur Last zu fallen. Auswärts frühstücken fällt flach, da ich kaum

Bargeld von zu Hause mit habe, das Konto leer ist und das eingespielte Geld für Fahrkarte und Reservierung in der Jugendherberge draufgeht. Ich suche den nächstbesten Platz zum Spielen, das ist die Straßenbahnstation am Friedrich-Engels-Platz. Abgekämpft durch zu viel Gepäck und zu wenig Schlaf, vom Hunger gequält, lege ich schließlich den Grundstein für die persönliche Katastrophe und einen Überlebenskampf, der 10 Tage dauern soll: Als ich Mittag mache, bemerke ich erst nach etwa 10 Minuten, dass ich meine Gitarre zurückgelassen habe. Beim Spielort zurück, muss ich feststellen, dass das gute Stück weg ist. Nach 20 Jahren leidenschaftlichen Musizierens stehe ich ohne meine heißgeliebte Ovation da. Doch ich habe Glück im Unglück. In der Jugendherberge merkt man meine Verzweiflung und leiht mir eine Gitarre. Es ist eine Konzertgitarre, mit Nylonseiten, die ich nicht gewohnt bin, aber ich bin dennoch froh, überhaupt spielen zu können.

Von Habenichtsen und Gebenichtsen

Von jetzt an geht es aufwärts, denke ich. Wenn ich einige Stunden täglich spiele, wird meine Rechnung aufgehen. Doch die Rechnung geht nur an wenigen Spielorten auf. Wien ist anders. Ein Versuch auf der Mariahilfer Straße scheitert am Verkehrslärm, andere Orte am Publikum. Zum Beispiel am Karlsplatz, U-Bahn-Ausgang Akademiestraße, oder vor dem Brunnen bei der Kirche. Dort schweben die Habenden vorbei, die ihr jenseitiges Vermögen gerne mit dem Schlagwort «Leistung» rechtfertigen. Die Leistung eines Musikers, der bühnenfähig singt und gleichzeitig Gitarre und Mundharmonika spielt, scheint nicht in diesen Wertekatalog zu passen. Leistung ist offensichtlich nur, was an der Börse handelbar ist. Kultur ist für die in Abendgarderobe mit dem Ziel Oper oder Theater Vorbeiwandelnden offensichtlich nur, was sich der Pöbel nicht leisten kann. Frei für das Fußvolk zugängliche Straßenmusik ist den meisten Edelbürgern nicht nur keinen Cent wert (man muss in harten Zeiten schließlich für die Börse sparen), sondern auch keinen freundlichen Blick.

Die freundlichen Blicke und Worte, aber auch ein zufriedenstellendes Spendenaufkommen sind dort zu Hause, wo Otto Normalverbraucher vorbeikommt. In der Unterführung vor der Jugendherberge beim Ausgang Resselpark, dort, wo sich die Drogensüchtigen und Betrunkenen sammeln. Das alles widerspricht den Warnungen, die ich häufig zu hören bekomme: «Da bleibt doch keiner stehen, da bei den Junkies. Du musst auf die Mariahilfer Straße oder in den ersten Bezirk.» Beides habe ich versucht. Auf der Mariahilfer Straße hat mich der Verkehr sabotiert, am Graben die Bürokratie. Trotz Platzkarte werde ich rechter Hand vom Verkehrs- und

Baulärm, zur Linken von einem vierzig Meter weiter stehenden Klarinettenspieler umrahmt. Wer von rechts kommt, hört nichts, wer von links kommt, ein wirres Gemisch aus Klarinette und Mundharmonika im unfreiwilligen Wettstreit. Eine Beleidigung für die Ohren der Zuhörer und die Würde beider Musiker. Nun habe ich es endlich selbst erlebt: Im ersten Bezirk regieren der frische Wind und der volle Durchblick der Ursula Stenzel.

Am Karlsplatz regiert das Elend. Dort weist sich wieder einmal, dass meine Sympathie für die sogenannten Gescheiterten berechtigt ist. Gerade jene, die so gut wie gar nichts haben, sind bereit, noch die letzten zwei, drei Cent aus ihren Taschen zu fischen oder vielleicht einen Kaugummi. Ein junger Mann schenkt mir eine Handvoll Obst, ein anderer eine Dose Bier, die ich gleich wieder weiterschenke, weil ich selbst kein Bier trinke. Manche, die gar nichts haben, entschuldigen sich sogar. Die Junkies, die sonst nur ignoriert werden oder strafende Blicke ernten, schenken mir ihre Wertschätzung, weil ich offenbar der einzige Musiker bin, der bereit ist, sich zu ihnen zu gesellen. Manche melden Musikwünsche an, darunter einige Karlsplatz-Stammgäste, aber auch junge Leute, die vorbeikommen. Auch hier kommen hin und wieder Leute mit misstrauischen oder ablehnenden Blicken vorbei, aber sie sind in der Minderheit. Die gute Laune überwiegt. Ich habe Zuhörer, die von oben auf der Brücke lauschen, von hinten auf der Treppe, und solche, die für einige Takte oder sogar Lieder stehen bleiben. Einige entschließen sich sogar zu tanzen, alleine oder im klassischen Paartanz. Ein Mann um die sechzig entfacht sogar einmal eine Tanzrunde, an der mindestens fünf Leute teilnehmen. Hin und wieder bleiben Betrunkene stehen und singen mit. Dann laufen die Spenden nicht so gut, aber es ist besser, die Betrunkenen singen, als sie streiten.

Das scheinen nicht alle so zu sehen. Am zweiten Tag werde ich von einem Polizisten des Platzes verwiesen mit der Begründung, ich würde eine Genehmigung brauchen. Zwei Tage später bin ich wieder am Karlsplatz, denn am Magistrat erklärt man mir, dass ich dort keineswegs eine Genehmigung brauche. Es ist immer schön, wenn ein Polizist den Durchblick hat. Es ist ihm auch egal, dass ein Mädchen gerade mit ausgelassener Freude (und ohne jemanden zu behindern!) um ihre Mutter tanzt. Mutter und Kind sind im sonst so hektischen und mürrischen Alltag bester Laune. Der Herr Polizist steht für Recht und Ordnung, da ist friedliches und freundvolles Zusammenleben nicht von Bedeutung. Denkt er, der Herr Polizist – als einziger von mehreren Dutzend Polizisten, die vorbeikommen und keinen Anlass sehen, einen Straßenmusiker zu vertreiben. Einer fragt sogar einmal: «Na, spielen S' leicht a Ständchen?» Aber es muss in jeder Berufsgruppe ein paar geben,

die Wichtigkeit aus Unwissenheit ableiten und damit das Image ihrer Kollegen zertrümmern. Warum soll es also nicht Polizisten geben, die genau jenen Prügel vor die Füße werfen, die eigentlich ihre Arbeit unterstützen? Genau das tut ein Musiker nämlich, der Betrunkene zu friedlich zusammenstehenden Chören versammelt. Das ist auch ein Stück freiwilliger und gern getätigter Sozialarbeit, aber wer braucht die schon, wenn der Sheriffstern für Recht und Ordnung sorgt? Wie gesagt: Es ist immer schön, wenn ein Polizist den Durchblick hat!

Odyssee eines Straßenmusikers

Zehn Tage sollen es schließlich werden, in denen ich mich so als Straßenmusiker durch Wien kämpfe. Die Nächte verbringe ich in der Jugendherberge, im Schlafsaal, gemeinsam mit teilweise bis zu zwölf Männern, die schnarchen, husten und Luft verbrauchen, in einem Raum, der nur schlecht zu lüften und von abgestandenem Schweiß erfüllt ist. Ich stelle mir mehrmals die Frage, wie da erst die Luft in einer Notschlafstelle sein muss.

Während der ersten drei bis vier Tage kratze ich mit Mühe und Not das Geld für die Übernachtung zusammen. Einmal muss ich sogar mit einigen Stapeln von 20- und 10-Cent-Münzen bezahlen. Der Mitarbeiter an der Rezeption ist entsprechend ungehalten.

Ich komme finanziell kaum vom Fleck. Ich kenne noch zu wenige gute Spielorte, die Suche danach kostet Zeit und bringt kein Geld. Die wenigen guten Plätze liegen weit auseinander, sind auf eine Stunde Spielzeit beschränkt und manchmal von anderen Musikern besetzt. Durch das Hin und Her von Ort zu Ort verliere ich genauso Zeit wie bei der Suche nach einem Musikgeschäft für den Ersatz gerissener Saiten oder nach dem Magistrat für die Platzkarte im ersten Bezirk. Drei gerissene Saiten in drei Tagen, die Kosten für die Platzkarte, Telefonkosten am gierigen Münzfernsprecher, um Gläubiger zu vertronen, das Nötigste zum Essen: Das Geld läuft genauso schnell wieder raus, wie es langsam hereinkommt. Erst fünf Tage nach meiner Ankunft in Wien kann ich mir den ersten Besuch in meinem geliebten Café Ritter leisten, meiner literarischen Heimat. An Geld für die Fahrkarte nach Hause ist noch lange nicht zu denken. Gerade einmal 1 oder 2 Euro täglich kann ich mir in kleinen Münzen (1 bis 5 Cent) zur Seite legen. Mindestens 36 Euro würde ich brauchen, um mit den Wechselspeisen für die Bank den Fahrschein finanzieren zu können. Langsam beginne ich die Stadt zu hassen, die ich sonst so liebe.

Samstags besuche ich den Flohmarkt, in der geringen Hoffnung, vielleicht auf meine

Fortsetzung von Seite 39

Gitarre zu stoßen – Fehlanzeige. Beim Durchbummeln am Naschmarkt läuft mir das Wasser im Mund zusammen, aber aus Kostengründen muss ich mich mit Wurstsemmeln aus dem Supermarkt begnügen.

Immer, wenn ich denke, dass es langsam aufwärts geht, passiert Unvorhergesehenes. Nach einer Woche – es ist Montag – muss ich feststellen, dass meine Wochenkarte am Vortag abgelaufen ist. Wochenkarte heißt bei den Wiener Linien Kalenderwoche, nicht ganze Woche, wie ich es von den ÖBB gewohnt bin. Beim Kartenkauf wird auch nicht darauf hingewiesen, Hauptsache, der Kunde zahlt. Nur mit Glück stelle ich das gerade noch rechtzeitig vor einer Kontrolle fest. Aber wieder bin ich mit Ausgaben konfrontiert, die ich nicht kalkuliert habe. Weil eine neue Wochenkarte nicht drin ist, muss ich Einzel- oder Tageskarten kaufen. Wieder bleibt am Ende des Tages so gut wie nichts.

Noch nicht einmal die Handyrechnung kann ich zahlen. Die Wäsche wird knapp; wenn ich sie waschen muss, ist die Reserve aus Kleinstgeld auch noch futsch. Am elften Tag habe ich schließlich die Schnauze voll. Ich rufe einen Freund zu Hause an und bitte ihn, mir das Geld für die Handyrechnung zu leihen und auf mein Konto zu überweisen, damit ich wenigstens Telefonkosten sparen kann. Als ich den Auszug ausdrücke, traue ich meinen Augen nicht: Ich habe über 100 Euro auf meinem Konto, ein nicht erwarteter Betrag ist eingegangen. Schlagartig fasse ich den Entschluss, alles zusammenzupacken und sofort nach Hause abzureisen. Auf die zwei Spieltermine, die mir noch im ersten Bezirk zustünden, verzichte ich gerne. Jetzt gibt es nur noch einen Gedanken: Endlich weg von hier und diesen Alptraum beenden. Zwei Stunden später sitze ich im Zug und fahre zurück in mein Leben. Meine Rechnungen sind noch immer nicht bezahlt, aber das ist mir im Augenblick völlig schnuppe. Ich bin einfach nur froh, endlich wieder in mein Bett zu kommen, selbst kochen zu können und nicht mehr den ganzen Tag auf Tour sein zu müssen. Klein-Odysseus ist dem Fluch entronnen.

Und doch: Was bleibt, sind Erinnerungen und Erfahrungen, die mich reicher machen. Ich

Trotzdem ein Gewinn

Und doch: Was bleibt, sind Erinnerungen und Erfahrungen, die mich reicher machen. Ich

habe das Leben von der harten Seite kennengelernt, nicht ganz, aber fast ganz unten. Ich bin Menschen begegnet, deren Leben nicht nur für wenige Tage, sondern grundsätzlich ein Härtefall ist. Ich habe die Offenheit und Menschlichkeit jener kennengelernt, die vom Leben, nein, von der Gesellschaft gestraft werden und dennoch weiterkämpfen. Und ich habe die Arroganz der vom Schicksal Verwöhnten erlebt. Ungeplant bin ich zum teilnehmenden Beobachter einer Sozialstudie geworden.

Vor allem aber habe ich trotz vieler Enttäuschungen auch eine Vielzahl schöner Erinnerungen im Gepäck. Ich werde mich noch lange an die Schulklassen aus der Jugendherberge erinnern, die mir beim Durchmarsch in der Unterführung begeistert applaudiert und die Damen nach oben gestreckt haben. Die rasch im Laufschrift aus der Gruppe ausgeschert sind, um mir ihren Respekt durch eine kleine Spende zu bekunden. Oder an jenen Schüler, der mir abends verriet: «Das ist zwar nicht meine Musik, aber wie Sie das machen, das finde ich echt cool.»

Und ich werde wiederkommen. Nicht, um Geld einzuspielen (dieses Unterfangen habe ich in Wien aufgegeben), sondern um das Großstadtleben dort zu treffen, wo die Masken fallen. Vielleicht wird mir die eine oder andere Begegnung mit Menschen geschenkt, deren Gesichter mir noch vertraut sind. Auf alle Fälle wird mich mein Weg wieder zum Karlsplatz führen. Dort habe ich jene Menschen kennengelernt, die mir besonders viel Wärme entgegengebracht haben. Es ist mir ein Bedürfnis, davon ein wenig zurückzugeben.

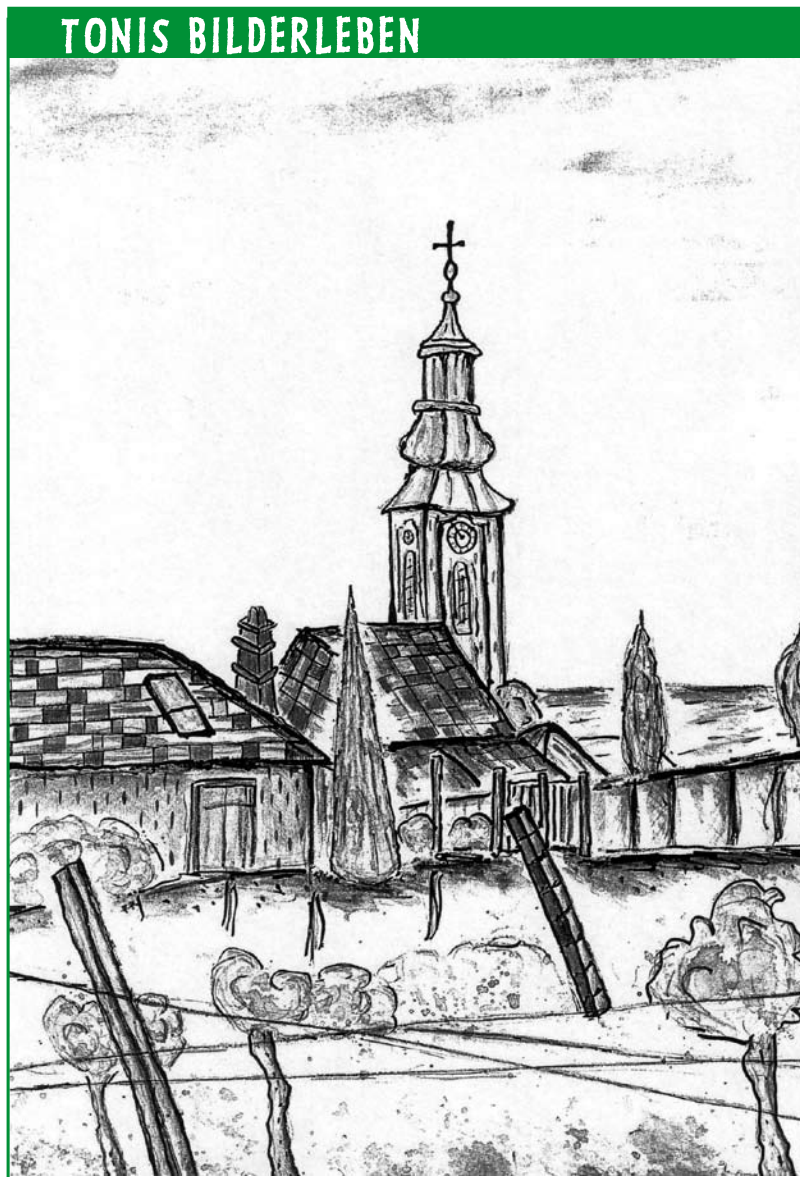
Andreas Bogeschdorfer

Winter

Der Winter, die kälteste Jahreszeit ist, kann wunderschön sein, wenn in den Bergen du bist. Dort glitzert der Schnee in der Sonne so schön und siehst hinterm Gipfel du sie untergeh'n, ziehst du dich gemütlich in die Stube zurück, vor den Kamin und brichst dir ein Stück vom Brot ab, das man zum Speck dir hinstellt und du bist zufrieden mit dir und der Welt.

Der Winter des Lebens, wenn du nicht allein, kann auch eine schöne Zeit für dich sein. Wenn deine Erinnerung mit jemand du teilst, du dann oft im Frühling und Sommer verweilst. Da gehst du dann träumend dem «Sterben» entgegen und im nächsten Frühling erwacht neues Leben ...

Hannelore J. E. Nesiba



1 Ehe in 3 Teilen. Letzter Teil

Der für uns zuständige Scheidungsrichter gab nach der dritten Verhandlung resignierend zu, dass er noch nie einen solchen Fall hatte. Bis es zur Scheidung kam, hatten wir neun unnötig langwierige Verhandlungen, obwohl alles klar war, denn den Ehebruch hat er zugegeben, und das Urteil wegen sexuellen Missbrauchs meiner Tochter war schon rechtskräftig. Als Zeugen kamen unsere Nachbarn und gemeinsame Freunde, die er später übelst beschimpfte, da sie nicht so aussagten, wie er es wollte. Unsere Scheidung war reine Nervensache, für den Richter, für meine Anwältin und auch für mich. Meine Anwältin bekam mehrere Briefe von Frauen, die behaupteten, mein Mann sei ein vorbildlicher Ehemann und der beste Vater, den man sich vorstellen könne – die Böse sei seine Frau. Weil in den Briefen die Namen und Adressen angeführt waren, rief ich die Frauen an. Keine von ihnen wusste davon, also er schrieb sie und fälschte die Unterschriften. Trotz der einstweiligen Verfügung, die bis zur Vermögensaufteilung verhängt wurde, sprach mein Mann Drohungen gegen meine ganze Familie aus. Meine Anwältin wurde in ihrem Büro von ihm angegriffen, den Richter beschuldigte er, ein Verhältnis mit mir zu haben.

Wie aus heiterem Himmel zeigte er sich mit der Scheidung einverstanden und gab die Schuld unter der Bedingung, dass das Sexualdelikt nicht miteinbezogen werde, zu. Seine Untreue gestand er ein. Der Richter und die Anwältin atmeten auf und überredeten mich einzuwilligen, weil die Scheidung sonst noch Jahre dauern könnte. Sie argumentierten auch damit, dass er wegen des Sexualdelikts schon rechtskräftig verurteilt wurde, und ich könnte dieses Urteil immer zum Scheidungsurteil anhängen.

Enttäuscht, weil der Missbrauch meiner Tochter eigentlich der Hauptauslöser für die Scheidung war, stimmte ich zu. Ein gutes Gefühl habe ich aber bis heute nicht. Jetzt zeigt er das Scheidungsurteil herum und erzählt, was er für eine hysterische, eifersüchtige Kuh gehabt habe, die sich wegen Lappalien scheiden ließ. Fast jeder Mann sei untreu, was sei schon dabei.

Unabhängig vom Ex

Nach der Karenz, es war noch vor der Scheidung, meldete ich mich beim AMS, um eine Arbeit zu finden. Es war oft demütigend, von arroganten BeamtInnen zu hören: «Was wollen Sie! Sie haben nichts,

keine österreichische Ausbildung.» Trotzdem schrieb ich Bewerbungen und hatte Glück: Seit September 2007 habe ich eine meiner Ausbildung entsprechende Arbeit und bin auch dabei, meinen Magistertitel nostrifizieren zu lassen. Mein Leben musste ich neu organisieren, was mit drei minderjährigen Kindern keine leichte Aufgabe ist. Aber es ist ein tolles Gefühl nach so vielen Jahren der Erniedrigung, vom Ex unabhängig zu sein.

Dass er meinen Namen bei der Hochzeit annahm, war keine große Geste, sondern eine geplante Aktion. Mit neuer Identität konnte er problemlos untertauchen. Seine drei Eigentumswohnungen und die große Lagerhalle, die er vermietet, laufen unter seinem Geburtsnamen. Mit dem angeheirateten Namen spielte er den armen, behinderten Frühpensionisten und fünf-fachen Vater mit 1.200 Euro Einkommen pro Monat. Vor kurzem kam ein Anruf von der Polizei. Ich wurde gefragt, ob ich zufällig wisse, wohin der Herr, der vorher in dieser Wohnung gewohnt habe, gezogen sei, sie suchten ihn nämlich wegen Betrug. Als ich denen klarmachte, dass er eigentlich immer da gewohnt hatte, aber unter anderem Namen, waren sie sprachlos.

Leider muss ich auch sagen, für eine alleinstehende Frau mit Kindern sind die nach der Scheidung nötigen Amtswege nicht nur schwer, sondern oft auch sehr demütigend. Am Anfang der Trennung zweifelte ich daran, ob ich es alleine durchstehe, ob ich diesen Schritt nicht rückgängig machen sollte. Dank meiner Erfahrungen aus dem Frauenhaus kämpfte ich mich durch. Dort lernte ich Frauen kennen, die sich von ihren Peinigern einschüchtern hatten lassen. Sie trauten sich nicht zu, den Weg alleine zu gehen, schon deswegen nicht, weil es die Opfer selbst bei der Polizei und auch auf Ämtern schwer haben – mitunter schwerer als die Täter. Viele Frauen kehrten deswegen zum Tyrannen zurück. Große Probleme hatte ich zum Beispiel mit Wiener Wohnen, wo ich sehr beschämend behandelt wurde – und das von Frauen. Ich wohne seit zwölf Jahren in der Wohnung meines nunmehrigen Ex-Mannes, der seit fast drei Jahren durch einstweilige Verfügung aus der Wohnung gewiesen ist. Trotzdem konnte ich nicht unter meinem Namen Miete zahlen. Zunächst bekam ich auch keine Wohnbeihilfe, weil ich nicht die Hauptmieterin bin, mein Ex kassierte sie. Erst nach hartnäckigen Interventionen gab sich eine Beamtin doch die Mühe und fand heraus, dass

es eine Ausnahme für Frauen, die im Frauenhaus waren, gibt. Und so war das auch mit der Familienbeihilfe. Alimente, das ist ein weiteres Kapitel: Ich beauftragte das Jugendamt, das mir zu regelmäßigem Alimientevorschuss verhalf. Eine große professionelle Hilfe für Frauen in Not sind auch die Frauenberatungsstellen.

Er fordert zwei Millionen Euro

Ein schweres Kapitel steht mir jetzt bevor, und zwar die Vermögensaufteilung. Für den Antrag zur Aufteilung des Ehevermögens nach Billigkeit setzte mein Ex dreiundzwanzig Seiten auf. Alles, was sich in der Wohnung befindet, ist zwanzig Jahre alt, schon von seiner ersten Frau und der gemeinsamen Tochter benutzt. Es wurde für diese Wohnung nichts Neues gekauft. Beim Lesen des Antrags wusste ich nicht, ob mich der Schlag treffen oder ob ich vor Lachen sterben sollte. Zu jedem Posten gab er auch seinen Schätzwert an. Er hat nichts ausgelassen, manches ist sogar doppelt angeführt, alles zusammengerechnet sollte ich ihm über zwei Millionen Euro zahlen. Dieser Prozess steht mir in zwei Wochen bevor. Jetzt ruft er mich ständig unter «unbekannt» auf dem Handy an und droht: «Und du wirst doch hängen!» Trotz Anzeige habe ich Angst ...

Lydia Rabl

Die beiden ersten Teile erschienen in den Ausgaben Nr. 240 und 242.

AUGUSTIN Schreibwerkstatt



Jeden ersten Mittwoch des Monats, 18–20 Uhr

1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31 im Hof

Gäste willkommen

Texte von Frauen aus der Justizanstalt Schwarza (2) Das Leben in der Haft

Mit manchen Gefangenen ist das Zusammenleben leicht, mit anderen wiederum schwerer. Das ist im Gefängnis genauso wie in Freiheit. Man versucht halt, einander aus dem Weg zu gehen. Manche provozieren sehr gerne. Da muss man versuchen, es runterzuschlucken. Manchen gelingt das, anderen wieder nicht. Am besten fährt man, wenn man es runterschluckt und sich nicht provozieren lässt. Ich muss ehrlich sagen, ich bewundere Menschen, die das schaffen: sich einfach nicht provozieren zu lassen. Das ist nicht leicht. Manchmal schafft man es einfach nicht. Doch manchmal ist es mir auch gelungen. Zum Glück, denn sonst wäre ich wahrscheinlich noch immer im Gefängnis, wenn ich mich ständig so gehen hätte lassen. Ich habe versucht, an meine Ausgänge, die ich nicht verlieren wollte, zu denken, oder einfach daran, dass ich noch mehr Strafe dazubekommen würde. Vor allem Denise, aber auch andere Leute, mit denen ich darüber geredet habe, konnten mir Kraft geben, wenn ich wieder einmal daran dachte zuzuschlagen. Ich habe es dann nicht getan. Das war auch gut so.

Ausgang

In der Haft gibt es unter den Frauen sehr viele Intrigen, Eifersucht und auch Neid. Sicher ist es schwer, wenn man noch keine Ausgänge hat und schon längere Zeit im Gefängnis sitzt, und dann kommt eine und erzählt dir, wie super toll der Ausgang gewesen sei, was sie nicht alles gemacht habe. Wo sie überall gewesen sei, dass sie jemanden kennengelernt habe. Ja, das ist schwer. Auch wenn du dich mit diesem

Mädchen super verstehst. Einerseits habe ich es sehr gerne gehört, dann dachte ich wieder: Schade, dass ich nicht auch schon Ausgang habe. Aber ich habe es denen gegönnt. Natürlich gibt es auch wieder Leute, denen man es nicht gönnt. Nicht, weil man sie nicht mag, sondern weil sie vielleicht eine längere Haftstrafe haben als man selbst und trotzdem Ausgang bekommen. Selbst hat man sich in der Haft nichts zuschulden kommen lassen, bekommt aber keinen. Es ist auch schwer zu ertragen, wenn ein Junkie oder eine, die schon sehr oft in Haft war und immer wieder kommt, dann bedingt entlassen wird, und selber wird einer das Ansuchen auf vorzeitige Entlassung abgelehnt. Manche Leute sagen, dass sie jeder alles gönnen, aber das glaube ich nicht. Denn die Wut richtet sich ja nicht persönlich gegen den bevorzugten Menschen, sondern gegen die, die das erlauben, die ungerechte Entscheidungen treffen. Normalerweise, wenn man eine neuerliche Verhandlung hat, weil man in der Haft etwas angestellt hatte, darf man erst wieder nach dem Urteil auf Ausgang gehen. Als mir eine neuerliche Verhandlung bevorstand, haben auch viele Leute gesagt, dass meine Ausgänge unfair seien. Ich selbst habe es auch als unfair empfunden, wäre aber blöd gewesen, hätte ich darauf verzichtet.

Eine gegen eine

Zur Gewalt: Eine gegen eine ist okay, aber wenn mehrere gemeinsam auf eine Person losgehen, ist es nicht mehr okay, das ist in meinen Augen feige. Sicher ist Gewalt keine Lösung. Man sollte es gar nicht so weit kommen lassen, aber es gibt Situationen, wo man sich vielleicht nicht

Sammy Kovac war von 2003 bis 2007 in der JA Schwarza inhaftiert. Sie ist eine der Protagonistinnen in Tina Leischs Film «Gangster Girls». Im Laufe der Arbeit an dem Film begann sie zu schreiben. Der Augustin veröffentlicht Sammys Texte über ihre Zeit hinter Gittern. Im ersten Teil hat Sammy berichtet, wie sie wegen eines Überfalls mit einer Spielzeugpistole auf eine Trafik verurteilt wurde. Hier der zweite Teil.

mehr anders wehren kann. Als ich auf der Jugendabteilung war, gab es ein Mädchen, das nur Probleme machte – eines Tages reichte es uns. Wir waren zu dritt, doch wir sind nicht auf einmal auf sie losgegangen. Sie hat zwar von jeder eine Watsche bekommen, aber hintereinander. Eine ist an ihr vorbeigegangen, hat sie gewatscht und ist weitergegangen. Danach ist die Nächste hingegangen, zuletzt gab ich ihr eine Ohrfeige. Aber wir sind nicht gleichzeitig auf sie losgegangen. Es war zwar auch nicht okay, aber sie hat uns halt gereicht. Ihre Lügerei und vor allem, dass sie uns tagtäglich bestahl. Die Mitgefangenen zu bestehlen wird nicht toleriert. Es wird nicht gleich zugeschlagen, aber man will mit denen nichts zu tun haben, und natürlich werden sie auch zur Rede gestellt. Sie bekommen sogar mehrere Chancen, aber wenn eine nicht aufhört zu stehlen, dann wird sie irgendwann geschlagen. Stehlen in der Haft, das ist echt das Letzte. Kaum eine besitzt etwas, außerdem gibt es immer Leute, die helfen. Man muss wirklich nicht stehlen. Jede muss sich das wenige Geld eben einteilen. Außerdem kann man ja fragen. Sicher gibt es auch Leute, die Nein sagen, aber es gibt auch Leute, die nicht Nein sagen. Mit mir war eine auf der Zelle, die verwendete, ohne zu fragen, meine Telefonkarte. Jedoch hat sie es mir hinterher gesagt. Momentan war ich schon stinksauer, aber sie hat es mir ja gebeichtet. Ich meinte zu ihr: «Das war nicht okay. Das nächste Mal fragst du einfach vorher!»

Ich hatte auch einmal mit einem Mädchen Streit, es kam auch zu einer Schlägerei. Sie hatte meinen kleinen Finger in der Hand, irgendwann ließ sie los. Der Finger war gebrochen. Aber ich sagte zu den Beamten, ich sei bloß ungeschickt über die Türstaffel geflogen – dabei sei es passiert. In meinen Augen gehören zum Streiten immer mindestens zwei Personen, denn eine alleine kann nicht streiten. Das geht einfach nicht. Mein schlimmster Streit endete mit der Geschichte mit dem Wasserkocher. Doch davon erzähle ich im nächsten Teil.

Sammy Kovac

Mehr über die «Gangster Girls» auf www.gangstergirls.at. Der Film läuft am 27. März im Stadtkino an.

Lebensstil und Gesellschaft

Aus gesundheitlichen Gründen bin ich, 37 Jahre alt, in Frühpension. Nach hundertn Vorstellungengesprächen als Bürokauffrau, weil ich am Wiener Bildungsrehabilitationszentrum (BBRZ) im Jahre 2000 eine Lehre zur Bürokauffrau abgeschlossen habe und in diesem Metier nichts fand, gab es für mich eine selbstverständlich auch willkommene Alternative: Die Berufsunfähigkeitspension! Ich habe natürlich unter anderem einige AMS-Kurse bekommen. Diese dienen offensichtlich bloß zur Minimierung der Arbeitslosenstatistik, indem das AMS Menschen in sinnlose Kurse (beispielsweise: BIKU) gehen lässt, die bloß den Sinn ergeben, «Coaching» zu betreiben, Serienbewerbungen zu verfassen, seine Grundkenntnisse wie einfache mathematische Rechnungen «aufzufrischen» und Langzeitarbeitslosen eine Tagesstruktur zu bieten.

Wie ich mir mit meinem Alter, es war 2004/5 nach dem Antrag auf eine Frühpension vorgekommen bin und auch mit meiner Ausbildung – habe Matura, auch studiert, aber nicht zu Ende – kann mensch sich vorstellen. Ausgegrenzt von der Gesellschaft, abhängig von einem Substitut und Medikamenten, begann ich mein weiteres Leben. Dort, wo ich wohne, leben hauptsächlich junge Familien. Ich bin jedoch «allein», zumindest wurde es mir vom Schicksal verwehrt, einen Mann heiraten zu dürfen, Kinder zu haben, natürlich auch einen Job und ganz einfach ein «normales» Leben zu führen. Dabei bin ich nicht hässlich oder unausstehlich, im Gegenteil. Ich sehe mit meinen 37 Jahren etwas jünger aus als andere Gleichaltrige. Aber nicht immer ist jüngerer Aussehen von Vorteil. Wer mein Geburtsdatum hört, oder wer es auf einem Dokument sieht, will es nicht glauben. Derzeit bin ich stolze Inhaberin eines «Sozialpasses», den man bei einem Mindesteinkommen als Frühpensionistin oder Sozialhilfeempfängerin erhalten kann. Manchmal, wenn ich bei einer Vorverkaufsstelle einen Monatsfahrtschein verlange und die Verkäufer meinen Sozialpass anschauen, womit man günstiger fahren kann, werde ich recht seltsam beäugt. Dazu steht dann auch «ledig» im Sozialpass. «Ledige Nutte! Ledige Hure!» – Wenn ich daran denke, was andere denken könnten, wie eben Erwähntes, wird mir schwummrig. Ich habe ja schon gesagt, dass um mich herum hauptsächlich junge «families» hausen. Die meisten Kinder, wie ich schon mehrmals beobachtet habe, sind offensichtlich völlig unterfordert und gelangweilt. Sie unterhalten sich sogar über Erwachsene, wie ich hören konnte. Im Hof war

ich eines Tages mit einer Gruppe junger Mädchen in ein Gespräch verwickelt. «Warum hast du keinen Mann? Warum hast du keine Kinder?», so wurde ich mit sichtlichem Mitleid gefragt. Bis jetzt bin ich «alleine» noch ganz gut zurechtgekommen, und daran wird sich hoffentlich auch nicht viel ändern. Allerdings geriet ich unter Buben in Verruf, eine Hure zu sein. Dazu gibt es einen speziellen Fall, auf offener Straße wurde ich bei einer Bushaltestelle angepöbelt: «Du behinderte Hure, du Gestörte ... soll ich dich vor den Bus schmeißen?» Dann fragte er einen Freund, ob er es für ihn mache: Also, mich vor den Bus zu stoßen. Somit muss ich annehmen, dass diese Beschimpfungen nicht aus heiterem Himmel kommen, sondern ihren Ursprung haben. Wahrscheinlich reden die Eltern solches Zeug. Was weiß ich!

F a z i t: Eine allein lebende Frau, über 30 Jahre alt, wird wie hier in meinem Fall, nicht nur von der Gesellschaft, sondern auch vom unmittelbaren Umfeld diskriminiert.

Die moderne Powerfrau?

Anhand dieses Beispiels, wo leider ich betroffen war, kann man sehr gut sehen, dass die Werte des heutigen Menschen ein Konglomerat aus alten, patriarchalisch strukturierten Komponenten sowie modernen Anforderungen einen für das gesellschaftliche Klischee vollwertigen Menschen ausmachen. Die Frau muss beispielsweise beides tun: Arbeiten und Kinder kriegen, das macht die moderne «Powerfrau» aus. Der Mann muss äußerlich und modisch korrekt und attraktiv lässig mit einem starken Sexappeal ausgestattet sein. Dabei muss ich an meinen Nachbarn denken: Er ist groß, gut aussehend, jung und studiert noch. Er studiert! Seine Gemahlin ist Hausfrau, hat zwei Kinder und stammt aus der Ukraine. Ja, solche Leute sind zum Beispiel meine Nachbarn. Weiß der Kuckuck, wovon die leben, zumal sie auch eine sehr große Wohnung haben. Meine Wohnung ist jedenfalls nur für eine Person konzipiert, was anderes könnte ich mir mit meinem Mindesteinkommen auch nicht leisten. Also, ich habe ein Zimmer mit Wohnküche, wobei ich manchmal vom eigenen, kleinen Schlafzimmer träume.

Um den heutigen Anforderungen gerecht zu werden, die sehr einflussreich in diversen Medien verbreitet werden, orientiert man sich bewusst oder unbewusst daran, und verliert den Blick für das wirklich Menschliche und Natürliche. Demgemäß werden nun Menschen kritisiert, die schon bloß äußerlich vorgegebenen

Kriterien nicht oder gar nicht entsprechen. Aufgeben sollte sich niemand, wenn er/sie dieser gesellschaftlichen Doktrin nicht gewachsen ist, weil es um jeden einzelnen Menschen schade ist. Das sage ich mir immer, wenn ich in eine depressive Phase gerate. Ich will leben und nicht in meiner Subsistenzfähigkeit zerstört sein, indem den Frauen nur noch die Prostitution übrig bleibt, und die Knaben und jungen arbeitslosen Männer sich in ihrer Verzweiflung eine Kalaschnikow besorgen.

In Fällern, wo Eltern, Verwandte und Freunde finanziell oder auch seelisch nichts beisteuern, hilft der noch Sozialstaat auch nur dürftig und manche soziale Bezüge kursieren als «Insiderwissen», wie beispielsweise den Anspruch auf den Sozialpass oder das Recht auf Heizkostenzuschuss. In einigen Gemeindewohnungen ist nicht einmal eine Dusche eingebaut, und die Wohnungen sind so klein, dass man als Einzelperson schon eingeeengt ist. Auf diese Weise hat der einzelne, hospitalisierte Mensch wenig Chancen auf ein Leben, wie es der europäische Standard gebietet. Gut, es gibt auch Leute, denen «Plumpsklos» auch nicht viel ausmachen würden, aber ich gehöre mit Sicherheit nicht dazu. Man muss sich vorstellen: Keine Dusche! In dem Fall bleibt die Möglichkeit, sich bei Freunden zu duschen oder sich in einem Waschzuber zu reinigen, wie es früher von den Leuten gehandhabt wurde.

Vor allem zwischenmenschlicher Austausch hilft über die schlimmsten Lagen hinweg. Hoffen wir, dass Betroffene wenigstens dazu einen Schritt weiter wagen.

Irina K.

Die nächste Ausgabe des Augustin erscheint am Mittwoch, den 28. Jänner

BESTELLSCHEIN



Die Rechnung geht an:
(Nur bei Geschenkabon ausfüllen)

für ein AUGUSTIN-Abo (25 Ausgaben)

- um 70 Euro Geschenkabon ab 70 Euro
 Förderabo ab 90 Euro

Name: _____

Adresse: _____

PLZ: _____ Ort: _____ Tel.: _____

Name & Adresse: _____

Die Texte, losgelöst von den Bildern

Gugginger Nacktes

Wer bin ich?
Wenn ich das wüsste, könnt ich
sterben.

Das Schlangengehirnfleisch.
Das Gehirnfleisch.
Das Gehirnschlangenfleisch.
Das kleine Gehirngefühlfleisch.
Das Hirngefühlfleisch.
Die Schlange im Gehirn.

Karl und Simone
trafen sich in einem Gasthaus.
Karl zahlte 2 Wienerschnitzel,
1 halbes Bier und ein Cocacola.
In Hand in Hand beide sind
in Karl in seiner Wohnung gegangen
ins Schlafzimmer,
da gabs Liebe und Sex!
Und dann singen beide:
Schöner fremder Mann,
Du warst lieb zu mir.

Ein Cäsar Nero findet sich
eine 18-jährige
Sonnengöttin und Nero 20 Jahr
und fahren am Meer
nach Amerika.

Maria hat in Koffer 5 weiße
Bussenhalter in Koffer.

Jetzt liegt er unten, sie auf ihn drauf.
Jetzt haben sie beide Greifgefühl.

Weil es nützt,
beim Selbstbefriedigungsmachen
im Bett drinnen liegen.

SATANSPOLIZEI
MISS=GEBURT CDU-ARTIG
ORTRAT. HEXENHAUS VON OBERHOFNAT
DER EIN ZAUBERER
ORTRAT. HOFNATIUS
HOFNATIUS ORTSRAT DOKTOR
GOTTSLEINER

Gasthaus 2 Linden und Hotel Admiral
Gasthaus zur Resl-Wirtin und Hotel Astor
Gasthaus Hirsch und Reuchern Wurst
Tierheim Süd Zur Katze
Steinmetzkerei am Attersee
Ein großes Sexi Blatt
Der Himmel hats lüftig
im Zimmer ist recht tüftig

Sie rennen ins Ehebett,
hupfen in das Ehebett.
Jetzt nimmt sie in die Hand
und steckt ihr in das Veilchen ein.
Er steht jetzt,
ist 18 cm 8 mm lang.
Er füllt ihr alles hinein.

Es geht das Budern weiter,
jetzt wird schon geschwitzt
und Schweiß berdeln auch.

Die Spatzen sind normale,
aber gewöhnliche Vogeln.
Spatzen singen nicht
und laufen nicht,
sie hüpfen.
Und sind gern inmitten
bei den Hühnern und Gänsen.

Am 1. Oktober sollte der Herbstanfang
stattfinden
und am 13. Dezember der Winteranfang sein.
Und am 11. März der Frühlingsanfang
und am 13. Juni der Sommeranfang,
so alle Jahre wieder.

LULUHONIG PFUI TEUFEL IN WC. KPÖ
GESPENSTERGOTT KAPPAR
LULUHONIG PPPRRR!
ÜBELGOTT SKER! LULUHONIGWITZ
BOSTWO? DESKA.DESKA.
HONIG IN BRUNZLOCH IST SÜSS!
DOPPELBUBE

Eine Auswahl von Texten auf den Grafiken und
Malereien aus Gugging. Von Johann Fischer, Jo-
hann Garber, Rudolf Horacek, Johann Korab,
Karl Vondal, August Walla.

Selbstgespräch einer Wiener Künstlerin anlässlich des
wiederkehrenden Debakels der Förderung von Kunst

Kakerlakenbombe schreit mein fünf-
jähriger Sohn wenn er schimpft wie
ich über Missstände Zustände Ab-
hängigkeiten und Missbrauch von
Entscheidungen das Ansuchen-um-Förde-
rung-Spiel wiederholt sich der Kreislauf der
unfreihesten Kulturszene das Spielchen mit aus-
wechselbaren Figürchen eine grausame und
vor allem eine feige Schachpartie Rochade
die Mittelbauern attackieren den Damenflü-
gel und die schwarzfeldrigen Läufer gewinnen
an Spielstärke und jedes aufgedeckte Schach
wird zum Bauernendspiel eine Pattstellung
jedoch zwingt zum Schlüsselzug ein Positi-
onsspiel in dem wenige ihren Raumvorteil
ausweiten können und wo ist der Randbau-
er der den König schlägt Schachmatt erstreckt
Matt der Kulturmaschinerie schändlicher

Lohn Überforderung Ausbeutung und Demü-
tigung durch permanentes Betteln gehen müs-
sen Kniefälle der Gekneteten und Geduckten
eine Eintrittskarte in die verkrustete hierarchi-
sche Landschaft der Kunst-Hirne die aussie-
ren sollen müssen und es brav tun mit einem
Sensorium des Scheins und politischem Blabla
Worte die sobald sie gesprochen sofort ver-
blasen gutes Beispiel dafür ist mein erfolgrei-
ches Projekt «Gadsche – Roma» im Semper-
depot gewesen ich wusste nicht ob ich weinen
oder lachen soll angesichts der Tatsache dass
KEINE/R der verantwortlichen PolitikerInnen
zu einem kulturpolitisch so wichtigen Ereignis
anwesend war es geht um «Erinnern für die
Zukunft» mein Anliegen war die Vermischung
der Kulturen Juden Hindus Moslems Christen
Schandmal und Schändung es wundert mich

nicht dass ich gehen möchte weg aus Wien
meiner Heimatstadt als Kulturflüchtling was
ist es das ich hier noch suche geschweige denn
finde und Markus Kupferblum verleiht eine
Jury den Nestroypreis um ihm im nächsten
Jahr die Förderung zu streichen sind denn alle
kurzsichtig sie reden von Nachhaltigkeit prak-
tizieren aber ein Absterben und Abwandern
der Künstler in andere Länder Österreich trägt
immer noch den historischen Virus in sich der
tiefergehendes weltoffenes Denken und Han-
deln vermasselt Mazeltov liebt die Künstler
Eures Landes sie zeigen auf ungeschlossene
Wunden sie sind letztendlich Euer Gewissen
öffnet Eure Herzen damit die Dummheit tief-
greifenden Veränderungen Platz machen kann

Jella Jost

Achtung vor dem Zeitgeist!

Es gibt keine Geister, zumindest nicht
im täglichen Leben. Das Wesen der
Geister ist, dass sie eigentlich nicht
vorhanden sind und nur in bestimm-
ten Momenten erfahrbar werden. Es soll Geis-
ter geben, die in bestimmten Räumen erschei-
nen und des Nachts zu Hause sind. Kinder
glauben vielleicht an Geister, manche Er-
wachsene auch, manche glauben auch, mit ih-
nen in Kontakt treten zu können. Geister wa-
ren einmal lebendig und sind nicht richtig
tot, Untote also. Geister sind auch in unseren
Vorstellungen, aber bereits etwas Antiquier-
tes. Geister bevölkerten unsere Träume und
Ängste, bevor es den Horror gab. Die bildge-
wordenen Geister nützen Waffen, Kettensä-
gen, und ihr Aussehen hat zuweilen auch et-
was grünlich Schleimiges.

So antiquiert Geister sind, die zum Erschre-
cken ausgedient haben, so lebendig ist ein
Verwandter dieser Spezies zuweilen: der Zeit-
geist. Dass er auch ein Geist ist, aber nicht
mit den herkömmlichen Geistern in Zusam-
menhang gebracht wird, liegt vielleicht dar-
an, dass er nie richtig gelebt hat. Der Zeitgeist
ist immer da und unsere zweite Natur, unse-
re Luft zum Atmen. Der Zeitgeist ist Heimat
und nicht zum Fürchten für jene, die nicht
wissen, dass es ihn gibt, die in seinem Dunst-
kreis leben. Wir vergessen gerne, dass er da
ist. Nur manchmal wird er plötzlich greifbar
und ist erschreckend lebendig. Das ist keine
Frage der Lichtverhältnisse, sondern eine Fra-
ge des Verstandes. Licht ist schon nötig, denn
zum Lesen brauchen wir Licht und auf ande-
re Gedanken kommen wir oft nur durch Les-
en. Wie durch einen Zauber steht er dann
vor uns, als Ergebnis von Lesearbeit.

Wenige Zeitungen und Zeitschriften öffnen
die Tür zu einer anderen Dimension, denn
der Zeitgeist herrscht in und mit den Me-
dien. Und das Ziel ist, ihn nicht in Erschei-
nung treten zu lassen. Niemand sollte auf die
Idee kommen, dass es auch ein anderes Leben
gäbe, andere Entscheidungen möglich wären.

In ihrer Analyse der Finanzkrise in den
USA hat es die Wochenzeitung «Die Zeit» ge-
schafft, den Zeitgeist lebendig werden zu las-
sen, ihn vor den Vorhang zu zerren. Der
Zeitgeist, das sind Haltungen, Werte und Ein-
stellungen. Auf eine Formel gebracht, hieß es
gebetsmühlenartig einige Jahre lang: Privat ist
besser als Staat. Der Markt soll und kann alles
regeln. Der Markt hat alles geregelt, die Ge-
winne werden privatisiert, und jetzt sollen die
Schulden verstaatlicht werden. Dieser Zeit-
geist wurde gepriesen und verkündet, jetzt
wollen sich viele nicht mehr daran erinnern.

Manchmal fällt der Vorhang, und wir se-
hen hinter die Kulissen und bekommen eine

Ahnung vom Zeitgeist, der uns nur mehr in
bestimmten Bahnen denken lässt. Das kann
schon ganz schön gruselig sein, wenn wir das
bemerken. Die Angst vor Geistern ist dagegen
ein Klacks. Denn wenn Geister leben, dann
bevorzugen sie nur die Nacht. Tag wird es im-
mer, und dann ist der Spuk vorbei. Doch der
Zeitgeist kennt keine Tageszeit. Einmal ver-
ortet, wie es jetzt so schön heißt, ist er nicht
mehr aufzuhalten, und dann kommen auch
die Geschwister und Verwandten, denn es
gibt ja viele Zeitgeister. Um einen Zeitgeist
muss es sich handeln, wenn ein Banker in ei-
ner Diskussion meint: «Also jetzt geht es nicht
darum, Schuldige zu suchen, sondern ...»
Ach, wie ich diesen lieben kleinen Zeitgeist
liebe, ein richtiger Schlingel, dieser Verharm-
loser. Wenn eine Ladendiebin oder ein La-
dendieb gefasst wird, dann habe ich noch nie
gehört: «Also wir wollen jetzt nicht die Schul-
digen suchen, sondern vorerst die allgemeine
soziale Lage diskutieren ...»

Um mit den vielen Zeitgeistern leben zu
können, braucht es Mut. Denken und Lesen
helfen, um mit diesen Geistern halbwegs ein
Auskommen zu finden, sie in die Schranken
zu weisen. Um zu merken, wo wir – ohne es
wahrzunehmen – in einer Bahn denken und
in einem Tunnel leben, ohne über Alternati-
ven überhaupt nachzudenken.

Robert Streibel

Frühling

Ich verlasse die Wohnung,
geh' die Stiegen runter,
ich bin noch nicht
so richtig munter.
Da seh' ich im Garten
vor'm Fenster den Baum,
und es scheint mir,
als wär' es ein Traum:
Da sind ganz kleine
Triebe d' rauf, grün,
und jetzt weiß ich, dass
endlich wach ich bin.

Der Frühling ist da,
jetzt seh' ich's genau,
die Welt ist endlich
nicht mehr grau.

Das Wunder ist wieder
einmal gescheh'n,
die Natur ist erwacht,
und ich darf es seh'n.
Die kleinen Blätter,
das Grün ist so zart,
und wenn ein paar
Tage ich wart',
dann werden sie größer
und dunkler und bald
zwitchern Vöglein auch
drinnen im Blätterwald ...

Hannelore J. E. Nesiba

OTTAGRINGO



Sonntagsruhe in Groß-Jedlersdorf

Neulich bekam Groll einen Anruf vom Dozenten. Im MAK sei eine Werkschau eines zeitgenössischen österreichischen Malers zu sehen; unter anderem werde der Künstler einen Sportwagen mit einem Kübel Farbe überschütten. Groll lehnte dankend ab. Auch er müsse ins Museum, sagte er, aber nicht in die Innenstadt, sondern ins Floridsdorfer Bezirksmuseum im alten Mauthner-Schlössel an der Prager Straße. Der Dozent unterstellte Groll Bezirkschauvinismus und beendete das Gespräch. Groll hatte keine Freude daran, den Dozenten zu kränken, aber er konnte nicht anders. Die Ausstellung «Historische Schiffe auf der Donau» im Floridsdorfer Heimatmuseum ist nur sonntags für zwei Stunden und dienstags für zwanzig Minuten geöffnet, und nur am Sonntag bestand aufgrund des regen Publikumszuspruchs die Gewähr, dass hilfreiche Hände Groll über die Stufen ins Gebäude halfen. Groll hatte sich mit einschlägiger Fachliteratur über die Bauweise von Liburnen, Nassaden, Karracken, Tschaiken und Trauern vertraut gemacht und war auf ein paar Fachbegriffe gestoßen, deren Erläuterung nur der achtzigjährige Diplomingenieur Kurt Schaefer vornehmen konnte, der die Ausstellung konzipiert hatte und jeden Sonntag fachkundig Auskunft erteilte. Nach einer halben Stunde Fahrt hatte Groll das Museum erreicht, und wenige Minuten später beehrte er bei Herrn Schaefer

Antwort auf drei Fragen: Was ist ein Sturl? Was bedeutet «geküpft»? Und: Was ist unter «doppelschamiger Bauweise» zu verstehen? Eine Stunde später saß Groll im Foyer des Bezirksmuseums und notierte die ausführlichen Antworten des Schiffbauexperten. «Sturl» war eine Verballhornung von «Steuer», der Begriff wurde aber auch für das gesamte Heck eines Holzschiffes verwendet. «Kipfung» war der Begriff für einen aus dem gesamten Stamm, von der Wurzel bis zum Mittelstamm gearbeiteten, «geküpften», Schiffboden. Für Prinz Eugens Leibschiiff während der Belgrader Belagerung, die «Leopoldus», waren 5.000 Eichen aus dem Wienerwald samt Wurzel ausgegraben und «geküpft» worden. Ein Schiff, ein Wald, lautete die Faustregel. Kein Wunder, dass im 18. Jahrhundert das Abholzen von Bäumen zum Zwecke des Schiffsbaus streng reglementiert werden musste, weil die Berge des Wienerwalds immer kahler wurden. Schließlich bezeichnete eine «doppelschamige Bauweise» das Ineinanderverschachteln zweier geküpfter Schiffsböden.

Vom Museum fuhr Groll stracks zu seinem Stammheurigen, dem Binder am Jedlersdorfer Platzl. Er trank drei Viertel Heurigen, aß Blutwurst mit Sauerkraut und eine Pischinger-Schnitte und unterhielt sich mit «Helmerl» und «Herrn Fritz», zwei älteren Gentlemen, die weitere Runden spendierten. «Helmerl» war ein Jedlersdorfer Arbeiterbub,

N° 112



WIENER AUSFAHRTEN

der Ende der fünfziger Jahre als Schweißer nach Norwegen ausgewandert war und es bei der Kvaerner-Werft bis zum Chef-schweißer gebracht hatte, der in der ganzen Welt havarierte Großtanker reparierte. Mehrmals wurde «Helmerl» mit der Concorde nach Übersee geflogen, um einen Havaristen flottzumachen. Ein Tag Stillstand bei einem riesigen Containerschiff kostete Unsummen, da war das Ticket für die Concorde jederzeit drin. «Herr Fritz» hingegen war ein geborener Stammersdorfer, der 1941 zur Wehrmacht eingezogen wurde, infolge seiner ungewöhnlichen Körpergröße aber im Schützengraben wenig Überlebenschancen sah und aus diesem Grund zur Marine ging, wo er den Krieg wegen ständiger Gehirnerschütterungen auf Lazarettschiffen verbrachte (die Schotten waren zu niedrig). Das Kriegsende erlebte er in Italien, aber anstatt nach Floridsdorf zurückzukehren, setzte er sich nach Süden, nach Sizilien ab und frönte seiner Neigung – der Arbeit mit Pflanzen. Bis zu seiner Pensionierung Mitte der achtziger Jahre arbeitete er als angesehener Chefgärtner der städtischen Parkanlagen von Syracus. Dann kehrte er für einige Jahre nach Wien zurück und kümmerte sich um seine gebrechliche Mutter. Nach ihrem Tod wechselte er wieder in den Süden, und seither pendelt er mit den Jahreszeiten. Herbst und Winter verbringt er in Sizilien, die schöne Zeit genießt er in den Donauauen und den Heurigen Groß-Jedlersdorfs.

Auf dem Heimweg fiel Groll eine verfallene Garage aus roten Ziegelsteinen auf. Der Profanbau erinnerte ihn an einen etruskischen Hochofen. Ich werde in der Schriftenreihe des Floridsdorfer Heimatmuseums einen Text über die Etrusker in Groß-Jedlersdorf publizieren, sagte Groll zu sich. Die Welt wird staunen. Auch die Sache mit der Leberbeschau wird kein Problem, ich muss mich nur an die Stammgäste des Binder-Heurigen halten. Deren Leber lässt eindeutige Schlussfolgerungen für die Zukunft zu, große Abweichungen sind da nicht zu erwarten. Dem Dozenten werde ich davon aber nichts erzählen, der Neid der Hietzinger auf die Weltoffenheit der Groß-Jedlersdorfer ist ohnehin schon groß genug.

Anregend und beschaulich verlaufen Grolls Sonntag in Groß-Jedlersdorf.

Erwin Riess



Unschwer erkannte Groll die Reste eines etruskischen Hochofens

Foto: Memo Lang

Christbaum an der Zimmerdecke



TAGEBUCH EINES AUGUSTIN-VERKÄUFERS

12. 12.

Vorweihnachtlicher Großkampf. Auch von großem Stress wird zu mir gesprochen. Ja, was soll denn das?! Angeblich ist doch die Vorweihnachtszeit eine Zeit der Stille und Besinnung. Wenn man aber den Fehler begeht, sich in einer der großen Einkaufsstraßen herumzutreiben, dann hat man eher den Eindruck der Besinnungslosigkeit. Warum sage ich so etwas? Weil ich jetzt gerade ein wenig gehässig sein will. Und überhaupt diese ganzen englischen Ausdrücke, die jetzt in letzter Zeit völlig unnötig auf das gemeine Volk losgelassen werden: «Weihnachts-Sale» oder «X-Mas-Verkauf» und noch etliche andere. Mir muss es egal sein, aber viele Inhaber von wenigen Jahren Schulenglisch sind in diesem Wirrwarr rettungslos verloren.

13. 12.

Normalerweise wollte ich nicht darüber berichten, aber mein innerer Schweinehund ist für eine Bekanntgabe des heutigen Erlebnisses. Ich bin ja nicht mehr ständig im Augustinverkauf tätig, jedoch heute drängt mich eine plötzliche Eingebung dazu, es mit mobilem Handel zu versuchen. Dabei erblickt meine Netzhaut eine zwar mit Sonnenbrille getarnte, aber doch bekannte Person des öffentlichen Lebens. Und es ist immer hilfreich, wenn man solche Personen mit ihrem Namen ansprechen kann. Das erhöht die Chancen auf einen erfolgreichen Verkauf erheblich. Die von mir angesprochene männliche Person wundert sich zuerst, warum sie trotz Sonnenbrille von mir identifiziert werden konnte. Ich verfolge weiterhin höflich mein Verkaufsziel und erkläre, dass eine Sonnenbrille alleine eine etwas dürrtige Tarnung sei. Inzwischen hat auch das uns umgebende Volk im Bereich Graben/Pestsäule Witterung aufgenommen und pirscht sich vorsichtig an. Es kommt zu einem umgehenden Geschäftsabschluss. Ich erhalte exakt zwei Euro, und Herr Alfons Haider sucht fluchtartig das Weite. Ob er es gefunden hat, ist leider nicht bekannt.

15. 12.

Vorweihnachtlicher Friede auch bei meinen türkischstämmigen Nachbarn. Bei mir eher großer Ärger über Wiener Wohnen und ihre Praxis bei der Vergabe von Wohnungen. Der Nachbar arbeitet schon lange als gelernter Maler, hat zwei Kinder und eine Frau und erhielt eine genau 30 qm große (?) Gemeindewohnung als Belohnung dafür, dass er ein ehrlicher Arbeiter ist. Oder habe ich da etwas falsch verstanden? Aber darum geht es heute ja nicht. Es geht eher darum, dass mein Nachbar in dieser winzigen Wohnung gerne einen Christbaum für seine Kinder unterbringen möchte. Und da zeigt er sein wirklich kreatives Potenzial. Er hat

sich nämlich eine Art Flaschenzug einfallen lassen. Und mit dem will er einen entsprechend kleinen Baum zur Zimmerdecke hochziehen, damit er nicht im Weg herumsteht. Außerdem hat er über dem Esstisch ein Stockbett für seine Kinder errichtet. Er hofft allerdings, bald zu einer größeren Wohnung zu kommen. Und weil ich am Anfang gesagt habe, dass ich mich über die Vergabe von Wohnungen ärgere, muss ich genau erklären, was ich damit meine. Eine Nebenwohnung wird mittlerweile seit fünf Monaten renoviert. Sie ist genau 30 qm groß, so wie meine. Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, was auch bei der sorgfältigsten Sanierung in so einer kleinen Wohnung fünf Monate dauern kann. Aber einen sogenannten Werkmeister brauchen sie zu dieser Problematik auch nicht zu befragen, denn der schiebt die Schuld für diese unendlich lange Dauer gerne auf die Fremdfirmen, die für die Gemeinde Wien arbeiten. Für wen und wann arbeitet eigentlich ein Werkmeister?!

24. 12.

Heiliger Abend?! In irgendeiner Disco gibt es ab 23 Uhr eine X-Mas-Party. Viele Lokale haben durchgehend geöffnet. Es ist gar nichts mehr besinnlich. Und da fällt mir ein, dass ein neues Modewort «Patchwork-Familie» lautet. Und diese gar nicht mehr besinnliche Stimmung heute scheint etwas damit zu tun zu haben, dass immer mehr Menschen sich sogenannte «Patchwork-Religionen» suchen. Das heißt, dass man sich von jeder Glaubensrichtung nur das für sich Ideale herausucht

und ansonsten die Götter und Göttinnen nicht weiter belästigt. Übrigens habe ich heute nicht einmal das Lied «Stille Nacht, heilige Nacht» gehört. Dafür umso öfter «Last Christmas». Übrigens noch ein kleiner Sprachkurs zum Thema «Patchwork»: Dieses Wort bedeutet so viel wie «Flickwerk».

25. 12.

Ich bin bei Luis zum Essen eingeladen. Wir sprechen natürlich auch über seine Arbeit bei General Motors in Aspern. Und ob er in drei Monaten überhaupt noch eine haben wird. Gut, er ist Schichtleiter bei einer Partie von neun Leuten. Aber so, wie es derzeit aussieht, wird er in drei Monaten wahrscheinlich mit Kurzarbeit über die Runden kommen müssen. Man kann nicht unbedingt von schönen Weihnachtsen sprechen.

3. 1.

Mein kleines Vogelhaus wird inzwischen auch ganz gern von der Vogelwelt besucht. Zumindest merke ich es am Schwund von Futter, aber es braucht sich niemand Sorgen um die Kosten zu machen. Leider sehe ich die Vögel selten bei der Nahrungsaufnahme, aber Hauptsache ist, dass sie ihr Fressen mögen.

gottfried01@gmx.at

DAS NACKTE LEBEN



Aus Mehmet Emirs Fotoserie für eine Boulevardzeitung der anderen Art

AUGUSTIN BALL

statt
Opern
ball

Do. 19.02.09

Akademie der
bildenden Künste

Wien 1, Schillerplatz 3

live:

Tini Trampler &
die dreckige Combo

Ja, Panik

Beginn: 20.00

Einlass: 19.00

Eintritt: 13,-



Illu: Carla Müller, Grafik: lama